P.o.germ.
519
ym

<36639846970012

<36639846970012

Bayer. Staatsbibliothek

P. d. Germ.

5 19 Im Greinz

Zu

Olim's Zeiten.

Sieben Märchen

von

Rudolf Heinrich Greinz.

Ansbach.
Druck und Verlag von C. Brügel & Sohn.
1896.

BIBLIOTECA
NEOLA
MONASTERIUM

Inhalt.

Die Lampe des ewigen Lebens . . 1
Die Siebensüssen und das Geigerlein 21
Schneeflocken 43
Die Brücke der Not 59
Aus den Memoiren einer Laterne . 91
Mütterlein 107
Weihnachten der Armen 123

Die Lampe des ewigen Lebens.

Es war einmal ein berühmter Professor der Alchimie, der sein ganzes Leben in den fruchtbarsten Studien zugebracht hatte. Aus allen Weltteilen strömten Schüler in sein Laboratorium. Es ging das Gerücht von ihm, dass er nicht mehr weit davon entfernt sei, Gold zu machen und den Stein der Weisen zu entdecken. Es war aber ganz etwas anderes, mit dem sich der Professor noch in seinen alten Tagen abmühte, ohne zu einem richtigen Resultat zu kommen trotz allem Experimentieren und Kochen und Brauen. Schon in seiner Jugend hatte er in magischen Büchern gelesen, dass die verschmitzten alten Ägypter es verstanden hätten, ewig brennende Lampen zu konstruieren.

Etliche der späteren Gelehrten wollten das damit erklären, dass sie immer-

fort fliessende Quellen von Bergöl entdeckt und dieselben durch feine Röhren in die Lampe zu leiten gewusst hätten. Ja einige Reisende wollten solche Lampen in ägyptischen Pyramiden sogar gefunden haben.

Bei diesen Studien war der Professor auch auf eine uralte Handschrift gestossen, die von einer eigentümlichen ewig brennenden Lampe meldete. Noch ein zweiter Zauber sollte aber dieser Lampe innewohnen. In dem Haus, wo sie brannte, starb niemand. Seit der Professor das gelesen, war sein ganzes Dasein ein Suchen nach dieser Lampe des ewigen Lebens.

Nun lag er auf dem Totenbett. Ein junges Mädchen, eine nahe Verwandte, die ihm das ganze Hauswesen besorgte, wartete seiner treulich. Sein Famulus leitete inzwischen die notwendigsten Arbeiten im Laboratorium und den Kursus der Hörer.

Der Professor hatte sich, da der Tod schon fast die Hand nach ihm ausstreckte und alle Kunst der einheimischen Ärzte umsonst war, den berühmtesten Arzt

seiner Zeit verschrieben: den grossen Theophrastus Paracelsus, von dem man sagte, dass er auch mit überirdischen Mächten im Bunde stehe.

Es war ein lichter Sommertag, und die Sonne schien hell in die Krankenstube, als der grosse Arzt, von dem Famulus unter vielen Bücklingen geleitet, die Schwelle überschritt. Er ging durch das Zimmer, warf im Vorbeigehen einen kaum merkbaren leichten Blick nach dem Kranken und schaute dann durch das Fenster in den Garten hinab. Alle schwiegen. Man wagte es nicht, den grossen Mann in seinen Meditationen zu stören.

„Ihr steckt in einer übeln Haut!“ sagte er endlich, sein Antlitz dem Kranken zuwendend. „Das Alter hat euch überschlichen, ohne dass ihr es unter euren Retorten gemerkt habt.“

„So muss ich wirklich sterben?“ stöhnte der Professor.

„Das habe ich nicht gesagt. Hier gebe ich euch ein Fläschchen meines Lebenselixirs. Nehmt jeden Tag einen Tropfen in einem Becher Wein. Jeder Tropfen bedeutet einen Tag mehr Leben.“

„Und wenn das Fläschchen leer ist?“ fragte der Kranke.

Paracelsus zuckte die Achseln und warf, indem er zur Thüre hinausschritt, leicht hin: „Am besten wäre es freilich, wenn ihr die Lampe des ewigen Lebens finden würdet. Mir ist's nicht gelungen. Vielleicht gelingt es euch. Gehabt euch wohl!“

Die blonde Hildegard und der Famulus Nikodemus begleiteten den Doktor auf den Hausflur, wo er den beiden noch mitteilte, dass die Lebenstage des Professors gezählt seien. So viele Tropfen Elixir das Fläschchen enthalte, so viele Tage verlängerten Lebens. Eine Wiederholung des Medikaments sei unmöglich. Es würde keine Wirkung mehr thun.

In der Stube seufzte aber der Kranke: „Die Lampe des ewigen Lebens . . . Auch er weiss davon . . . Auch er, der berühmte Paracelsus hat sie nicht gefunden —“

Da traten der Famulus und das Mädchen wieder herein, und Nikodemus sprach also: „Meister, ich will mich auf die Suche nach der Lampe machen. Morgen

schnüre ich mein Bündel. Es beginnen ohnedies die Ferien für die Studenten. Vielleicht gelingt es mir, in dieser Zeit das Ersehnte zu finden.“

Am nächsten Morgen zog Nikodemus, nachdem er sich von einem alten Haselbusch im Garten einen Wanderstab geschnitten, das Ränzel und eine buntbemalte Pilgerflasche umgehängt hatte, aus dem Thore der Stadt. Von der Giebelstube des Hauses, das ihm zur zweiten Heimat geworden war, wehte ihm ein Tüchlein nach. Ein zartes Mädchengesicht spähte zwischen den blühenden Veigelstöcken so lange die Gasse hinab, bis der Famulus um die Ecke verschwunden war. Heisse Thränen liefen Hildegard über die Wangen. Die beiden liebten sich. Der alte Professor, ein strenger und harter Mann, hatte aber nie was davon wissen wollen. Durch solche Possen, meinte er, würde nur das ernste Studium beeinträchtigt.

Es war eigentlich mehr das Mädchen als der Professor, um dessenwillen Nikodemus in die weite Welt zog; denn er hoffte mit dem Besitz der zauberischen

Lampe auch sein Lieb zur Gattin zu erhalten. Und dann winkte ja auch ihnen ewiges Leben, da sie unter demselben Dache wohnen würden, unter dem die Lampe brennen sollte.

Die Anzahl der Tropfen in dem Fläschchen des Paracelsus hatte der Famulus sorgfältig gemessen. Sie reichten gerade für ein Jahr. Wenn bis dahin nicht Rettung geschafft war, musste der Alte sterben. Hildegard kam vielleicht zu entfernten grausamen Verwandten, und ihm selbst war der Stuhl vor die Thüre gesetzt. Hab und Gut besass aber Nikodemus nicht; denn auch er hatte die Kunst, Gold zu machen, nicht erfunden.

Monatelang war der Famulus gewandert und endlich auch in das Land der Ägypter gekommen. Als er traurigen Mutes, da er die Lampe noch immer nicht entdeckt hatte, an den Pyramiden vorüberzog und den Kopf hängen liess, trat ihm hinter einem Steinhaufen plötzlich ein kleines altes Männlein entgegen. Eine gewaltige Nase ragte aus einem faltenreichen Gesicht, dessen Haut wie Pergament glänzte. Kluge, stechende

Augen blitzten unter buschigen, schneeweissen Brauen. Auf dem Haupt thronte ein hoher Turban. Mit den Beinen stak der Kleine in weiten faltigen Höslein aus buntem Tuch.

„Wohin, junger Freund?“ fragte der Fremde, indem er den Famulus ersuchte, seinen schnellen Gang zu mässigen, da er sonst nicht mit ihm Schritt halten könne. Während sie nun so miteinander zogen, offenbarte der Famulus seinem Begleiter, zu dem er plötzlich Vertrauen zu fassen begann, seine ganze Geschichte.

Der Kleine meinte: die Lampe wolle er ihm wohl verschaffen; denn er scheine ihm ein guter Jüngling zu sein, der eines solchen Dienstes würdig wäre. Ihm selbst sei der Besitz des Zaubers von keiner Bedeutung; denn er begehre nicht, ewig zu leben, sondern sehne sich nach Ruhe. Die Lampe selbst brenne aber in der Grabkammer eines alten ägyptischen Königs. Nur er und ein anderer ägyptischer Magier, der aber vor kurzem gestorben sei, hätten um das Geheimnis gewusst.

Die beiden wanderten den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch, da der Famulus mit seinem Begleiter nicht schnell vorwärts kommen konnte. Schlaf fand er nicht; denn es drängte ihn unaufhaltsam nach dem Besitz des köstlichen Gutes.

Am Morgen kamen sie an eine kleine Pyramide, deren Eingang fast ganz vom Flugsand verschüttet war. Sie bahnten sich mit Mühe den Weg. Dann ging es weiter durch ein Labyrinth von Gängen. Der Kleine leuchtete mit einer Laterne, die er unter seinem weiten Mantel getragen hatte, voran.

Endlich gelangten sie in die Grabkammer. Auf einem Marmorsockel stand ein altertümlicher buntbemalter Sarg, in dem ein königlich gekleideter Mann lag, anscheinend eine Mumie. Als der Famulus aber näher trat, bemerkte er, dass sich die Brust des Königs in regelmässigen Atemzügen hebe und senke, wie die eines Schlafenden. Jetzt schlug dieser die Augen auf und sah erstaunt nach den Eindringlingen, ohne aber sonst ein Glied zu regen. Der Famulus wollte

sich flüsternd zum Ohre seines Begleiters neigen, als dieser mit lauter Stimme ihm bedeutete, er möge ebenfalls laut sprechen: denn es dürfe hier nicht geflüstert werden.

In einer Mauernische brannte eine Lampe aus einfachem Thon, jedoch mit wunderlichen Figuren und unverständlichen Zeichen geziert. Eine eigentümliche Dämmerung verbreitete sich über das Gemach, an dessen Wänden seltsame Gestalten, halb Menschen, halb Fabeltiere, abgebildet waren. Die lebende Mumie verfolgte mit ihren Augen unablässig das Thun und Treiben der beiden. Jetzt sprach der Kleine auf die Lampe weisend: „Nimm! Dein Wunsch ist erfüllt. Aber rasch, ehe der im Sarg völlig zum Gebrauch seiner Lebensgeister gelangt."

Mit einem kühnen Griff eignete sich der Jüngling die Lampe an. Dann eilten beide aus der Kammer. Am Eingang derselben zurückblickend, sahen sie noch, wie sich der König in seinem Sarg aufrichtete und dann mit einem tiefen Seufzer zurücksank.

Als sie wieder im Freien waren, löschte der Kleine die Lampe, goss das Öl aus derselben in ein Fläschchen, zog den Docht, der von Asbest schien und die Form einer Schlange hatte, heraus und verpackte alles gesondert in das Wanderränzel des Famulus, der frohlockte und den Alten mit Dank überhäufte.

Der aber sprach zu ihm: „Eigentlich bin ich dir zu Dank verpflichtet für deinen Mut und deine Entschlossenheit. Möge dir das Geschenk Segen bringen! Wisse, ich bin der Verfertiger der Lampe, ein alter ägyptischer Zauberer, schon viele tausend Jahre alt. So lange sie im Gemach des Königs, der mein Herr war, brannte, musste ich leben, und durch nichts hätte ich den Zauber zerstören können — ausser es würde eine fremde Hand die Lampe entwenden. Ich habe lange danach gestrebt; aber teils schienen mir die Menschen nicht würdig eines solchen Geschenkes, teils auch waren sie zu mutlos, um ein solches Beginnen auf sich zu nehmen. Viele habe ich auch gefunden, die gar keine Sehnsucht nach ewigem Leben trugen. Ich trage sie auch nicht

mehr. Ich sehne mich nach Ruhe. Auch dein alter Meister wird sich dereinst danach sehnen. Das Öl in der Lampe geht niemals aus und verringert sich niemals. Der Docht verbrennt nicht. Nur eines kann den Verlust des Zaubers herbeiführen, nämlich, wenn in dem Haus, wo das Licht brennt, geflüstert oder geflucht wird. Denn Flüstern ist die Mutter der Verstellung und Tücke, der Fluch der Vater der gewaltsamen That. Und diese zwei sind die gefährlichsten Feinde blühenden Lebens. Beide vernichten den Zauber, und derjenige, dem schon früher zu sterben bestimmt war, stirbt unfehlbar in demselben Augenblick, ein anderer zu der ihm zugemessenen Zeit. Lebe wohl. Ich danke dir. Versuche es, glücklich zu sein.“

Damit verschwand der Begleiter des Famulus, als wenn ihn die Erde verschluckt hätte. Dem Jüngling schien es, als ob der Wind ein leichtes Wölkchen Asche oder Staub zerstreue und von dannen führe. Kalt überlief es ihn. Er ergriff seinen Wanderstab und eilte dem Meere zu, um sich wieder nach Europa einzuschiffen.

Mit grossem Jubel wurde er daheim empfangen. Die Lampe des ewigen Lebens aber fand ihren Platz im Laboratorium, wo der Professor für sie eine Art Kapelle an der Mauer bauen liess, die mit starken eisernen Stäben vergittert war.

Der Famulus hatte die blonde Hildegard als sein Weib heimgeführt; denn der Alte konnte ihm diesen Preis für seine Kühnheit nicht mehr versagen. So lebten die drei in dem Hause unter dem Schutz der Lampe anscheinend als die glücklichsten Menschen. Bald aber begann der Wurm wieder an dem Professor zu nagen. Er war mit dem Errungenen nicht zufrieden. Jetzt strebte er nur von neuem und noch viel starrköpfiger nach dem Stein der Weisen und der Goldmacherkunst. Der Famulus sah es mit Betrübnis. Er wäre gern von neuem ausgezogen, aber er verhoffte sich keinen Erfolg davon.

Schrecklich war auch dem Alten das Verbot des Fluchens. Er hatte es früher weidlich getrieben, und es galt ihm als eine Art Herzenserleichterung. Jetzt, wenn ein Schmelztiegel oder eine Retorte

sprang oder irgend einer der Scholaren eine Ungeschicklichkeit beging, musste er die lauten Äusserungen seines Zornes in sich hineindrücken. Dafür hatte er ein neues Wesen angenommen. Was früher in lautem Schelten herausgepoltert war, kam jetzt in spitzigen, wohlgesetzten und wohlerwogenen Wörtlein, die nur um so mehr verletzten. Auch das junge Paar hatte viel darunter zu leiden.

Am meisten litt es aber unter dem andern Verbot, wie sich wohl leicht denken lässt. Wieviel haben sich Jungverheiratete mitzuteilen, was sich nicht laut sagen lässt. Wie ergeht sich die zärtliche Sprache von Liebenden gern im Flüsterton! So mussten sie entweder schweigen oder all ihre Heimlichkeiten auf einem einsamen Spaziergang vor das Thor des Städtleins versparen. Spazierengehen trug es aber nur am Sonntag; denn der Alte hielt strenge darauf, dass die Arbeitsstunden im Laboratorium eingehalten wurden. Der tägliche Gang zur Kirche gab keine Gelegenheit der vielen Menschen wegen, die vielleicht gewitzelt

hätten über die jungen Leute, welche keinen besseren Platz wussten, mit einander heimlich zu thun, als die Strasse und die Kirche. So hatte die zauberische Lampe eigentlich nicht allseitig Segen gestiftet.

Mehr als drei Jahre waren seitdem verstrichen, als die Kunde von dem Tod des grossen Theophrastus Paracelsus durch die Lande lief. Den alten Professor erfüllte sie, obwohl er gerechte Trauer über das Erlöschen dieses hellen Lichtes der Wissenschaft trug, doch mit einer gewissen Genugthuung. Gerade die Erinnerung an die Sterblichkeit des grossen Mannes trieb ihn an, seinen Flug nach den höchsten Zielen nur um so hartnäckiger fortzusetzen.

Der Winter war über die Welt gekommen. In weissem Kleide standen Feld und Wald. Die Erker und Giebel im Städtchen hatten schneeweisse Schlafmützen aufgesetzt. An den Gesimsen staute sich das Getriebe der Flocken zu kleinen flaumigen Pölsterchen.

St. Barbara war es. Nikodemus destillierte allein im Laboratorium, als

plötzlich sein junges blühendes Weib zur Thüre hereintrat, wie ein gleitender Sonnenstrahl in dem düstern Gemach. In der Hand trug sie einen Zweig vom Kirschbaum im Gärtchen. Den wollten sie ins Wasser setzen, damit er zu Weihnacht Blüten treibe.

„Ich wünschte, es liesse sich auch mit unserem Glück ein ähnliches Experiment anstellen, damit es Blüten triebe. Aber der Zweig ist im Freien gewachsen, in Gottes Luft und im Licht der Sonne. Wir verwelken in dem düstern Haus!“ sagte der Famulus, indem er beide Hände seines geliebten Weibes ergriff und den Zweig neben eine Retorte auf den Tisch legte.

Sie sah zu ihm empor mit einem eigentümlichen Ausdruck in ihren Augen. Eine fliegende Röte glitt über ihr Antlitz. Dann rief sie jubelnd, ihre Arme um den Hals des geliebten Mannes schlingend: „O, ich bin glücklich — so unendlich glücklich! Ich kann es gar nicht sagen, wie glücklich!“

Der Famulus sah sie erstaunt an. So heiter war sie lange nicht mehr gewesen.

„Was meinst du?“ fragte er. „Ich verstehe dich nicht. Wir sind ja beide nicht glücklich. Der Stamm, an dem wir blühen, ist alt und siech. Was soll da aus den Blüten werden —“

Da drückte sie ihn noch fester an sich, barg ihr Gesicht an seiner Wange und flüsterte ihm ein süsses Geheimnis ins Ohr.

Ein donnerähnlicher Krach brachte die Vergessenen wieder zum Bewusstsein. Jäh schreckten sie empor. Die Lampe des ewigen Lebens war erloschen. In dem Raum war es fast dunkel. Nur unter einem Dreifuss brannte noch ein kärgliches Feuerlein.

„Der Meister!“ schrie Nikodemus laut auf, als ihm das Schreckliche zur Gewissheit wurde.

Eine Weile standen die beiden noch wie gelähmt. Dann eilten sie zitternd nach dem Arbeitszimmer des Professors. Der sass in seinem Lehnstuhl, einen alten Folianten vor sich aufgeschlagen. Er schien zu schlummern. Ein Ausdruck des Friedens lagerte auf seinem Gesicht. Als der Famulus jedoch seine Hand er-

griff, die noch eine Feder hielt, fiel sie tot und schlaff hernieder. Der Meister war in jenen Schlummer gesunken, aus dem man nicht mehr erwacht. Am Rande des Blattes, das er gerade aufgeschlagen hatte, stand mit zitternden Buchstaben, denen man die letzte Kraftanstrengung des Schreibers ansah: „Ich habe den Stein der Weisen gefunden!“

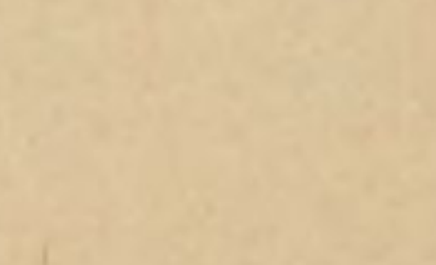
„Er hat ihn gefunden —“ sagte der Famulus, indem ihm die hellen Thränen in die Augen traten. „Es ist am besten so. Er ist erlöst und sicher zu einem grösseren Glück eingegangen, als ein ewiges Leben hier auf Erden für ihn bedeutet hätte . . .“

Es dauerte nicht allzulange, da zog in das düstere Haus, das nunmehr dem Famulus gehörte, ein junges Leben ein. Und es herrschte nach einigen Jahren von den blonden Köpfchen und Zöpfchen mehr Leben im Haus, als da noch die Lampe unter seinem Dach gebrannt hatte.

Den beiden Gatten war es aber, als ob nach den umwölkten, trübseligen Jahren ein prächtiger Regenbogen in ihren Herzen erstanden wäre.

Das Gedenken an seinen alten Meister, in dessen Amt und Würden er getreten war, trug der Famulus treu im Herzen, obwohl er nicht viel Gutes von ihm erfahren hatte. Er wurde ein hochangesehener Mann, wenn auch nicht die Sage von ihm ging, dass er den Stein der Weisen gefunden habe.

Die Siebensüssen und das Geigerlein.



Vor uralten Zeiten stand in einem laubfrischen Thal ein kleines Haus. Ein blühender Garten umgab es. In den Bäumen wohnten die Vögel und sangen ihre lustigen Lieder. Die Sonne grüsste es mit ihren ersten Strahlen.

Im Frühjahr sprossten in dem Garten die schönsten Blüten. Die duftigen Wipfel fremdartiger Bäume wiegten sich in dem lauen Wind. Die Beete trugen einen Blumenflor von berauschender Farbenpracht. Wie lauter Augen schien es aus den Kelchen zu lauschen.

Eine Hecke von Weissdorn zog sich um den Garten, die nur durch ein schmales Pförtlein unterbrochen wurde. Dasselbe führte auf einen mit Rosenbüschen,

Flieder und anderen Sträuchern wild-verwachsenen Weg. Die Pfade durch den Garten waren mit feinem Goldsand bestreut, der die merkwürdige Eigenschaft besass, dass sich die Spuren der Schritte in ihm von selbst verwischten. Die Wege erschienen daher immer wie frisch gekehrt von dem sorgfältigsten Gärtner.

In dem Hause hatte ein alter Zauberer gewohnt, der schon vor Jahren gestorben war. Die Erbschaft traten drei Töchter an, die auch nicht mehr jung waren und die gefährliche Grenze der alten Jungfern bereits überschritten hatten. Dennoch thaten sie noch immer zimperlich und zärtlich wie junge Gänschen, die erst schwimmen lernen. Ihre Rede floss so süss wie Honig. Ihre Augen blickten süss und schmachtend; grosse Schmachtlocken hingen ihnen über Stirne und Schläfen — wohl um die Falten zu verdecken. Weil sie nun ein gar so süsses Wesen zur Schau trugen, nannte man sie in der ganzen Gegend die „Sieben-süssen“.

Die Schwestern zeigten sich übrigens

nicht allzu oft. Nur wenn im nahe gelegenen Städtchen Jahrmarkt war, konnte man Hirlanda, Amaranda und Felizitas alle Buden der Krämer abstreifen sehen, ob nicht irgend ein Band von neuer Farbe oder ein hübsches Ringlein zu finden sei. Die Schwestern waren aber keine gern gesehenen Käuferinnen. Sie handelten und feilschten, dass manchem ehrlichen Geschäftsmann die Geduld riss.

Reich waren sie nicht; denn der Alte hatte ihnen wenig mehr hinterlassen, als das Haus und den Garten. Da in demselben nur Blumen und ausländische Bäume, die keine Früchte trugen, gediehen, hatten sie keinerlei Ertrag davon. Gemüse züchten wollten sie nicht; denn das wäre viel zu prosaisch und unter ihrer Würde gewesen.

Die drei hatten im Grunde ein böses verbittertes Gemüt und sehnten sich in gleicher Weise nach einem Mann. Das hatte der alte Zauberer vorausgesehen und war noch in seinen letzten Lebensjahren auf eine Erfindung gekommen, die seinen Töchtern wenigstens in den Hafen der Ehe verhelfen könnte. Da

aber schon damals jede Erfindung patentiert werden musste, war die ganze Sache allzu früh unter die Leute gekommen. Wer darum wusste — und in der Gegend wussten alle jungen Burschen darum —, ging daher nicht mehr auf den Leim.

Eines schönen Tages, da die Sonne heisser brannte, als es den Menschen gerade lieb war und der Staub auf der Landstrasse von den vorüber rollenden Kutschen der vornehmen Leute wirbelte, zog ein fremdes Geigerlein hurtig seinen Weg fürbass. Zeigte sich in der Ferne eine besonders grosse Staubwolke, die auf einen reichen Herrn mit seinem Geleite von Reisigen schliessen liess, dann stellte sich das Geigerlein am Strassenrande auf und spielte ein lustiges Stück. Wenn der Sinn der Vorbeiziehenden nicht ganz verhärtet war, regnete es wohl etliche Heller in seinen alten abgetragenen Filz. Die Silberlinge waren seltener; denn auch damals behielten die Reichen diese Münzsorte lieber für sich.

Das Geigerlein war schon seit der Frühe gewandert, aber ohne viel Gewinn. Kaum dass es zu Mittag genug

Heller zusammenbrachte, um in einem Buschen ein Schöpplein sauren Weines zu trinken. Sein Durst, ein unseliges Erbteil der Musikanten, wurde immer grösser. Die Kehle war ihm schürf und rauh. Die Zunge klebte am Gaumen.

Endlich bog er von der staubigen Landstrasse in das schöne Thal ein und atmete unter den laubigen Kronen der hundertjährigen Bäume auf. Ein Wiesenpfad führte ihn zu dem Garten der Siebensüssen.

Über dem Pförtlein war, von wilden Rosen umrankt, eine Inschrift angebracht: Es werde höflichst gebeten, diesen Garten zu besichtigen.

Erstaunt hielt das Geigerlein inne. So viel Höflichkeit war ihm zeitlebens noch nie begegnet. Das muss eine liebenswürdige Herrschaft sein, dachte er, und schritt durch das Pförtlein, das sich von selbst vor ihm öffnete. Als er die schönen Wege sah, scheute er sich fast, sie mit seinen groben eisenbeschlagenen Schuhen zu verderben. Seine Tritte liessen aber keine Spur zurück. So

schritt er beruhigt und doch wieder erstaunt ob all des Seltsamen weiter.

Die blühenden Zweige schlangen sich über den Weg und nickten ihm zu, als ob sie lebende Wesen wären und ihn grüssen wollten. Bald liebkoste ihm einer die Wangen, bald schmiegte sich ein anderer an seine Hand, und bald wieder drohte ihm einer neckisch den Hut zu rauben. Und wieder legte sich ein starker Ast um seine Schultern wie der Arm eines Freundes. Ein schwankendes Zweigwerk umschlang seine Kniee fast wie flehend. Über seine Füsse schossen die Wurzeln. Zuletzt war er, ehe er es recht versah, gefangen und konnte keinen Schritt vorwärts noch rückwärts thun. Duftige Ketten umgarnten seinen ganzen Leib. Inzwischen drohten spitze Dornen, so dass es gefährlich schien, das Netz gewaltsam zu zerreisen. Sogar in die Geige, die er auf dem Rücken trug, waren die Schlingpflanzen gekrochen. So oft er sich bewegen wollte, gaben die Saiten einen schrillen Ton von sich.

Dem Geigerlein trat der helle Angst-

schweiss auf die Stirne. Ein solches Abenteuer war ihm noch niemals in den Weg getreten. Er dachte, jetzt fehle nur mehr ein grimmiger Haushund, um ihn vollends zur Verzweiflung zu bringen.

Da wurden die Zweige auseinander gebogen. Er sah drei alte Köpfe, um welche die Schmachtlocken baumelten, grüssend nicken. Jede der drei Jungfern hatte einen Strickstrumpf in den Händen und „gabelte“ eifrig darauf los.

Ein Wink von den Siebensüssen. Die umschlingenden Zweige und Wurzeln lösten sich. Der Arme konnte sich wieder frei bewegen und machte den Dreien eine förmliche Verbeugung, sich ängstlich nach allen Seiten umsehend, ob sich nicht etwas neues Ungeheuerliches in seiner Nähe begebe.

„Ein schmucker Junge!“ seufzte Hirlanda.

„Er ist uns jetzt verfallen!“ triumphierte Amaranda.

„Er muss in unsere Dienste treten!“ entschied Felizitas. Das Geigerlein verbeugte sich abermals; denn so unangenehm war es ihm nach der langen

durstigen Wanderschaft gerade nicht, einen guten Dienst zu erhalten. Wenn sich der Baum- und Pflanzenwuchs im Garten artiger benahm, liess es sich ja leben.

So trat das Geigerlein in die Dienste der Siebensüssen. Anfangs behagte es ihm ganz gut. Jeden Tag hatte er sich abwechselnd einer der drei Holden zu widmen. Er musste alle Liebeslieder aus seinem Gedächtnis kramen und auf seiner Geige die zartesten Weisen spielen. In mondhellen Nächten musste er unter dem Fenster der jeweiligen Gebieterin ein Ständchen bringen, worauf sich die Liebliche aus dem Rahmen des Fensters bog und eine Rose in den Garten fallen liess.

Die Siebensüssen schwebten im siebenten Himmel; denn nun hatte der Zaubergarten ihres verstorbenen Vaters doch Zinsen getragen. Sie hatten einen Mann gefangen. Allerdings nur einen, den sie nicht einmal heiraten konnten, weil ihn keine der anderen freiwillig überlassen wollte.

Dem Geigerlein wurden die Tage

immer länger, das Leben immer eintöniger, sein dienstbeflissenes Schmachten und Musizieren immer unerträglicher. Zudem war Schmalhans Küchenmeister bei den drei Schwestern. Die Gestalt des Geigerleins wurde immer ätherischer und der Schatten, den er bei den Mondscheinständchen warf, immer dünner.

Was sollte er auch den Alten den Hof machen, wenn es ihm so gar nicht vom Herzen ging. Das Geigerlein hatte in seiner Heimat ein junges trauriges Lieb zurückgelassen, nach dem er sich sehnte. Er war in die Fremde gezogen, um etwas Geld zu verdienen, damit sie einander heiraten könnten. Geld sah er aber bei den drei siebensüssen Schwestern niemals, obwohl ein Lohn für ihn ausbedungen war. Man blieb ihm denselben einfach schuldig.

Den grossen Garten hatte er auch schon nach allen Richtungen durchstreift. Er bot ihm nichts Seltsames mehr. Der alte langbeinige Storch, der immer gravitätisch am Rand des Weihers im Garten umherspazierte, mass ihn alle Tage mit spöttischeren Blicken, als ob

er hätte sagen wollen: „Na, du bist in eine hübsche Klemme geraten!“ — oder als ob er heimliche Vergleiche zwischen seinen Beinen und denen des Geigerleins anstellte.

Eines Tages nahm sich das Geigerlein ein Herz, trat vor die drei Jungfrauen und kündete den Dienst. Diese lachten und nickten spöttisch und sahen ihn boshaft aus ihren grünlich schimmernden Augen an. Er möge nur von hinnen ziehen und zusehen, wie weit er komme, meinten sie. Jede gab ihm eine Blume mit auf den Weg, die er aber, sobald er ungeschoren durch das Gartenpförtlein gelangt war, ingrimmig beiseite warf.

„Dafür kaufe ich mir keinen Fingerhut Rebensaft,“ brummte er und strich über seinen abgemagerten sterblichen Leichnam, an dem die Kleider schlotterten.

So mochte er eine Stunde gegangen sein. Der Lebensmut erwachte wieder in ihm. Er begann mit heller Stimme alle Gassenhauer zu singen, die ihm einfielen, um den süssen Geschmack aus dem

Munde zu bringen. Auf seiner Geige kratzte er die tollsten Melodien, so dass die Vögel des Waldes erschreckt davon flogen. Nur einige Raben und eine halbblinde alte Dohle fühlten sich von dem Gequietsche freundnachbarlich angezogen und begleiteten ihn auf seinem Weg.

Da geschah etwas ganz Unerklärliches. Das Geigerlein fühlte einen heftigen Ruck, machte plötzlich kehrtum und marschierte, so sehr er sich innerlich sträubte, die eingeschlagene Richtung schnurgerade wieder zurück.

Die Raben und die Dohle mussten glauben, der Wanderer sei plötzlich verrückt geworden; denn sie flogen krächzend davon.

Plötzlich stand er wieder vor dem Gartenpförtlein. Im Grase davor lagen die drei verwelkten Blumen. Eine unsichtbare Gewalt zwang ihn einzutreten. Es zog ihn in das Haus, die Stiegen empor bis in eine weite einsame Bodenkammer, von deren Fensterluken er schon oft dem Spiele der Sonne im Blatt-

werk der Bäume und den wandernden Wolken zugesehen hatte.

In einer finsteren Ecke der Kammer stand ein riesengrosser Haspel von abenteuerlicher Gestalt; daran drehten die drei Schwestern. Als das müde Geigerlein die letzte Stufe emporgewankt war, hielten sie mit ihrer Arbeit inne.

Hirlanda fragte spöttisch: „Nun, wie hat euch der Ausflug bekommen?“

Der Gefoppte merkte gut, dass er irgend einer List der Siebensüssen zum Opfer gefallen war. Die Schwestern beeilten sich denn auch, ihm den Mechanismus des geheimnisvollen Haspels umständlich zu erklären; das Geigerlein hing an einem unsichtbaren Zauberfaden, der ihm nur so weit zu gehen gestattete, als es seinen Gebieterinnen beliebte. Wollten sie, dass er umkehre, so setzten sie einfach den Haspel in Bewegung. Der Arme musste dann folgen, wie ein gefangener Fisch der Angelrute.

Mit innerlichem Grimm sah sich das Geigerlein der Willkür der Drei ausgeliefert und beschloss, sie nach Kräften

zu ärgern. Vielleicht liessen sie ihn dann seiner Strasse ziehen. Statt duftender Liebeslieder sang er ihnen im grellsten Discant die ärgsten Dinge, die ihm in den Sinn kamen, von dem Leben in den Schenken, betrunkenen Schläuchen, Abenteuern der Vaganten, kurz, was nur ein feineres Ohr verletzen konnte. Auch die Ständchen hatten sich in ihr Gegenteil verwandelt, indem das Geigerlein der jeweiligen Tageskönigin zur mitternächtigen Stunde eine empörende Katzenmusik brachte, wobei der Storch, der seit kurzem sein wärmster Freund geworden war, meistens mitwirkte.

Es nützte aber alles nichts. Die Herzen der Schwestern blieben ungerührt. Den ihnen bereiteten Verdruss hatte das Geigerlein selbst am bittersten zu büssen, da man ihm für jede Katzenmusik einen Fasttag verordnete. Sein Freund, der Storch, that sich schon ziemlich etwas zugute auf seine Beine. Ja, eines Tages machte das Geigerlein die Entdeckung, dass sein eigener Schatten nur mehr einer Linie glich.

Einen Ausflug in die naheliegende

Gegend machte er fast jeden Tag, bald kürzer, bald länger, je nachdem es der Zauberfaden und der Haspel gestatteten.

Auf seinen Spaziergängen hatte das Geigerlein die Bekanntschaft eines alten boshaften Mechanikus gemacht, der in demselben Thale ein kleines Hüttchen mit seiner Drechselbank, seinem sonstigen Werkzeug und einigen munteren Krummschnäbeln bewohnte. Das Häuschen war von Birkenrinde erbaut. Drinnen schnitzelte und leimte den ganzen Tag das kleine verhutzelte Männlein. Die Krummschnäbel „rieben“ in den Käfigen an der Decke wie unermüdliche Drehorgeln ihre mannigfaltigen Weisen und Waldesphantasien. Eine hundertjährige Eiche beschattete mit ihren Zweigen das freundliche Dach und die nächste Umgebung.

Auf den alten Mechanikus hatten besonders die Sonntagsjäger ihren Groll, da er ihnen schon manchen gelungenen Schabernak gespielt hatte. Er liess einen Auerhahn balzen, Wildenten aus dem Gewässer steigen. Wenn dann die eifrigen Nimrode sich müde gejagt hatten,

stellte es sich als ein eitles automatisches Blendwerk heraus.

Das Geigerlein hatte der Mechanikus in sein Herz geschlossen. Manchen Nachmittag brachte der Gefangene bei ihm zu und klagte ihm seine Not.

Eines Tages trat der Hofmusikus der Siebensüssen in besonders heiterer Laune den Weg nach seinem unfreiwilligen Heim an. Der Mechanikus hatte einen rettenden Plan ausgeheckt, dessen Verwirklichung auch nicht allzu lange auf sich warten liess.

Als schon die gelben Blätter von den Bäumen fielen und auf den verlassenen Wegen im rauhen Herbstwind trieben, sass das Geigerlein noch bei Anbruch der Dämmerung in der warmen Stube des alten Mechanikus. Die Krummschnäbel hatten sich bereits auf den Stangen ihrer Käfige den Platz zur Nachtruhe ausgesucht, „mummelten“ schläfrig mit dem Schnabel und liessen von Zeit zu Zeit die lange Zunge hastig ein- und ausgleiten, als ob sie Zucker schleckten. Der eine und der andere steckte bereits den Kopf unter die Federn

und sagte der schönen Welt Lebewohl bis zum nächsten Tag.

Auf dem Tische dampfte in einer grossen buntbemalten Steingutschüssel ein würziger Glühwein, den der Alte auf dem Ofen seines Gemaches bereitet hatte. Schon zum wiederholtenmale schenkte er sich und seinem jungen Freund die kunstvoll geschnitzten Holzbecher voll. Auf einem Teller daneben standen allerlei schmackhafte Bäckereien und Früchtenbrot, so recht angenehm als knusperige Beigabe zu dem süssen Trank. Eine feierliche Stimmung lag auf den Gesichtern der beiden Zecher. Das Ganze glich einem weihevollen Festmahl. Und thatsächlich beging auch das Geigerlein das Fest seiner endlichen Befreiung aus dem Bann der Siebensüssen.

Während die beiden fröhlich tafelten, schritt, vom Zauberfaden gezogen, durch die Dämmerung gegen das Gartenpförtlein mit der verführerischen Inschrift das täuschende Ebenbild des Geigerleins. Das war das Werk des alten Mechanikus, der den Siebensüssen

eines Grenzstreites wegen nie „grün“ gewesen war und die Gelegenheit benützte, um sich zu rächen.

Tag und Nacht hatte er an dem Automaten gearbeitet, bis endlich alles gelungen war. Derselbe wurde statt des lebenden Geigerleins an den Zauberfaden gehängt und ging, als die Stunde des Aufbruches kam, mit taktmässigen Schritten seiner Bestimmung entgegen.

In der Bodenkammer war das Uhrwerk gerade abgelaufen. Das Geigerlein blieb unbeweglich stehen und glotzte die Siebensüssen dumm und seelenlos an.

Die Schwestern befahlen ihm ein neues Lied zu spielen. Keine Antwort erfolgte. Nichts rührte sich an der Gestalt, bis die Drei endlich auf den Betrug kamen. Zuerst wollten sie das Kunstwerk des alten Mechanikus in ihrem Zorn zu tausend Stücken zerschlagen. Dann aber meinte Felizitas: „Wenn er auch nicht sprechen kann, so soll er wenigstens spielen!“

Sie zogen nun gemeinschaftlich das ganze Register auf. Die Figur geigte bis zum Morgen, einen Tanz nach dem

andern, so dass die Siebensüsssen tanzen, springen und hopsen mussten ohne Aufhören — von der Bodenkammer in den Keller, von da durch den Garten, dann wieder unter das Dach, im tollsten Wirbelreihen. Als es gegen Morgen ging, verliess die drei alten Jungfern der Athem. Da sich bei diesem bedauerlichen Ereignis leicht der Tod hinzuzuschlagen pflegt, starben sie auch. Der Automat spielte ihnen noch einen rührenden Sterbechoral, das letzte Stücklein des ganzen Registers. Dann machte es „rrrtt“. Das Uhrwerk war abgelaufen. Die Kunstfigur stand starr und stumm wie früher.

Den Schluss unserer Geschichte bildet, dass Haus und Garten der Siebensüssen, da keine Verwandten nachzuweisen waren, dem Geigerlein als Erbschaft zugesprochen wurde. Der holte sein Liebchen, heiratete es und bepflanzte den Garten, dessen tückische Bäume, Sträucher und Blumen er schon in den ersten Tagen auszuroden begann, mit nutzbringenden Gewächsen. Der alte Mechanikus zog mit seiner Werkstätte

und den Krummschnäbeln in die grosse Bodenkammer. An Sonntagen liess er durch die Dachluken regelmässig allerlei Geflügel für die Jäger los.

Ein unschuldiges Opfer hatte die Tanzwut allerdings gefordert, nämlich den guten alten Storch, der den zauberischen Klängen des Automaten gleichfalls nicht hatte widerstehen können und in ein besseres Jenseits gestelzt war.

Schneeflocken.

Es war einmal ein armes Mädchen und ein reicher Prinz. Die beiden liebten einander und konnten nicht zusammen kommen. Der alte König hätte wohl seine Einwilligung gegeben; denn er war ein gutherziger, milder Mann. Aber die junge Königin, die Stiefmutter des Prinzen, war dagegen. Sie hielt es für unvereinbar mit der Würde des Reiches, das der Thronerbe ein Mädchen heirate, welches Gänse hütete. So wurde nichts aus der Sache. Zuletzt gab auch noch der Kanzler seine Meinung dahin ab: es zieme sich nicht. Der Kanzler war überhaupt immer einer Meinung mit der jungen Königin.

Das ist die Vorgeschichte. Dann sind die beiden Liebenden früh verstorben, weil sie das Herzleid nicht tragen konnten.

Als ihre Seelen vor die Himmelsthüre kamen, wies sie St. Petrus mit dem grossen Schlüsselbund nach einem stattlichen Haus in unmittelbarer Nähe des Palastes der Dreieinigkeit. Dort wohnte die Mutter des Prinzen, die er kaum gekannt hatte. Diese nahm die beiden Liebenden auf. Es war ein Jubel und eine Glückseligkeit.

Das Haus, in dem nun alle drei vereint wohnten, war viel prächtiger, als es irgend ein Fürst der Erde besitzt. Die Wände glänzten vom reinsten Gold, in das zierliche Schildereien getrieben waren. Ein herrlicher weiter Lustgarten dehnte sich aus, in dem die duftigsten Blumen blühten und die seltsamsten Bäume ihre mächtigen Kronen im Winde wiegten. In den Zweigen sangen himmlische Vögel, gegen die ein irdisches Nachtigallen-Konzert nur Stümperei ist. Lebendige Bronnen rauschten halb verschlafen, und verschwiegene Lauben thaten sich zu trauter Zwiesprach auf. Den Kies des Gartens bildeten schimmernde Edelsteine der seltensten Art. Dann gab es eine silberne Wiese, deren Gras so geschmeidig war,

dass es sich unter den Schritten der Wandelnden in seiner früheren Gestalt wieder emporrichtete. Die köstlichsten Früchte prangten und labten schon durch ihren blossen Anblick.

Das Herrlichste war aber eine hohe Säulenhalle, die sich durch den ganzen Garten zog. Sie war aus lauter Thautropfen und Sonnenstrahlen erbaut und von einem so überirdischen Glanz, dass ihn menschliche Augen niemals hätten ertragen können, ohne zu erblinden.

Die Mutter des Prinzen sprach mit den beiden Liebenden oft von dem alten König, der bei seiner schönen, aber stolzen zweiten Frau keine guten Tage hatte.

Nachdem der Prinz und das Mädchen alle Herrlichkeiten des Himmels geschaut hatten, wurde in ihnen die Neugierde rege, wie es etwa jetzt unten auf der Erde aussehe. So traten sie eines Tages vor Gott Vater und baten ihn, er möge ihnen vergönnen, für einige Stunden auf die Erde zu fliegen. Gott Vater jedoch sprach zu ihnen: „Verlangt nicht auf die Erde, liebe Kinder; denn ihr würdet dort nicht viel Gutes sehen.“ — Mit diesem

Bescheide zogen sie wieder ab, ohne dass ihr Wunsch verschwunden wäre.

Es kam die Zeit, da man im Himmel für den ersten Schnee auf die Erde rüstete. Dieses Geschäft lag dem Schneemann ob. Er wohnte in einem grossen Palast, der aus lauter Eis erbaut war. Die Wände, Fussboden und Decken, alles Eis. Selbst die Gerätschaften waren Eis. Glitzernde Eiskristalle hingen von der Decke hernieder.

Der Schneemann war einmal ein römischer Centurio weit drinnen im kalten Germanien gewesen. Da er das Frieren schon von seiner irdischen Laufbahn her gewohnt war und auch noch einiges abzubüssen hatte, ward ihm das Amt des Schneemanns. In der Vorhalle seines Palastes schritt er auf und ab, in einen warmen Zobelpelz gewickelt und die Hände in grossen Fäustlingen versteckt. Von Zeit zu Zeit nahm er einen Schluck aus einer Flasche des besten Rhäterweins, deren Hals aus seinen Pelzstiefeln lugte.

Der Schneemann trug einen langen weissen Bart und sah recht unwirsch

darein. Um ihn herrschte ein buntes Getriebe. Eine Unzahl kleiner, in weisse flockige Mäntel gehüllter Elfen — wir Irdischen nennen sie Schneeflocken — tanzten um ihn. Das war ein Gelächter und Kichern und Schwirren!

Jetzt klatschte der Schneemann in seine Fäustlinge. Alles verstummte. Die Elfen stellten sich in Reih' und Glied auf, und der Schneemann schritt ihre Reihen ab, dort Lob, hier wieder Tadel erteilend. Hie und da zupfte er auch ein mutwilliges Elfchen beim Ohrläppchen oder ordnete einem andern den Mantel, der durch das Tanzen und Springen arg mitgenommen war.

„Jetzt kann's losgehen!" brummte der Schneemann. „Aber dass ich es euch sage, in geordnetem Zug, in geraden Reihen! Und nicht in so regellosen Schwärmen wie gewöhnlich!"

Schon wollte er die gegen die Erde führende Pforte seines Hauses öffnen, als der Prinz und das Mädchen vor ihn traten.

„Was wollt ihr?" herrschte sie der Schneemann an. „Habe jetzt keine Zeit,

das seht ihr doch! Der erste Schneefall ist von den Herren Meteorologen drunten schon verkündet. Wenn sich die Sache verzögert, dann ist der Verdruss auf den Wetterwarten wieder los! Ich will mich nicht immer einen unzuverlässigen Patron schelten lassen! Ich bin ein alter Soldat! Verstanden! Brr!“

Das Mädchen wollte schon erschrocken davon eilen, so böse Augen machte der Schneemann. Der Prinz aber fasste sich ein Herz und sprach: „Haltet zu Gnaden, Herr Centurio, wir möchten gern mit auf die Erde fliegen.“

„Geht nicht! Was mitfliegen!“ brummte der Alte. „Da kämen schöne Geschichten heraus, wenn der halbe Himmel mitfliegen wollte!“

Da zog das Mädchen eine kleine geschliffene Kristallflasche hervor, bei deren Anblick die Augen des Schneemanns plötzlich ganz vergnügt zu blinzeln begannen. Ein Schimmer der Verklärung ergoss sich über sein runzliges wetterhartes Gesicht.

„Und hier haben wir auch ein Fläschchen Nektar mitgebracht —“ meinte

schüchtern das Mädchen. „Es ist vom allerbesten. Ihr braucht nur wenige Tropfen in einen Krug Wein zu giessen, um das ganze Getränk zu würzen.“

„Nektar! Nektar!“ sagte der Schneemann, schnalzte mit der Zunge und griff hastig nach dem Fläschlein. Das war ihm ein seltener Genuss. Er bekam aus den himmlischen Kellereien nur ganz wenig von diesem Getränk geliefert, weil er auf Erden zu viel getrunken, gespielt und geflucht hatte. Das galt es eben noch zu sühnen.

Der Schneemann hatte das Fläschlein bereits an die Lippen gesetzt und leerte es bis zur Hälfte auf einen Zug. „Ah!“ machte er und leckte sich mit der Zunge die Lippen. Dann nahm er wieder seine gestrenge Amtsmiene an: „Was wird aber Gott Vater sagen, wenn ich euch mitfliegen lasse?“

„Gott Vater, Gott Vater!“ stammelte das Mädchen.

„Es mag meinetwegen geschehen!“ unterbrach sie der Schneemann, „— aber auf eure Verantwortung!“ Mit diesen Worten hing er den beiden Liebenden

zwei flockige Mäntelchen um, reihte sie unter die übrigen Elfen ein und schob den Riegel von der Pforte, dass es laut knarrte.

Nun schwirrte es hinaus und niederwärts gegen die Erde. Zuerst in geordnetem Zuge. Aber kaum waren die Flocken eine Spanne von der Himmelspforte entfernt, wirbelte alles durcheinander — mochte der Schneemann noch so sehr hinterdrein schelten und poltern. Sie waren seiner Gewalt entkommen und lachten ihn aus. Die letzten Flocken, die durch die Pforte flogen, erlaubten sich sogar den unziemlichen Scherz, dem Schneemann mit ihren feuchten Kleidern um die Wangen zu schlagen.

Unwirsch warf er die Pforte hinter den letzten zu und guckte den Mutwilligen eine Weile durch das Gitterfensterlein in derselben nach. Dann brummte er etwas wie „unverbesserliches Volk!“ in seinen weisen Bart, wickelte sich in den Pelz und versank in vergnügliches Anschauen des Nektar-Fläschchens.

„Muss sparen!“ murmelte er — „denn es kann lange dauern, bis Ersatz folgt.

Ich will aber demnächst zu Gott Vater gehen und ihn bitten, er möchte mir ein anderes Gnadenämtlein verleihen. Ich bekomme schon bald die Gicht in den Beinen — und dann sich immer mit diesem leichten Volk herumbalgen! Da waren unsere Legionen anders! Vielleicht komme ich als Gehilfe beim himmlischen Kellermeister unter? — Wenn nur bald wieder ein alter Haudegen stürbe, der sich dann an meiner Stelle die Schlacken vom Fluchen, Spielen und Trinken aus dem Leib frieren könnte! Brrr!“ — Der Schneemann nickte ein und träumte, er sei himmlischer Kellermeister mit unbeschränkten Befugnissen geworden.

Unterdessen waren die Flocken schon weit entfernt. Keines hielt mehr auf Ordnung. Das eine flog hier, das andere dort. Nur die beiden Liebenden hielten sich dicht aneinander. Aus dem Schwarm der Elfen aber tönte es wie Gesang . . .

Vom Himmel nieder kommen wir
Im weissen Flockengewand,
Der schlummernden Erde eine Zier,
Und Gott hat uns gesandt.

Gefilde, Wald und Steg und Flur
Mit Schleiern decken wir zu,
Von Blümlein siehst du keine Spur —
Und alles ging zur Ruh.

Das Feuer auf dem Herde brennt
In langer Winternacht;
Was sich mit süssen Namen nennt:
Die Liebe ist erwacht.

Gespielen kommt, wir spinnen für sie
Ein glänzendes Hochzeitskleid —
Der heimliche Buhle wiegt auf dem Knie
So sacht die rosige Maid.

Vom Himmel nieder kommen wir
Im weissen Flockengewand,
Der schlummernden Erde eine Zier,
Und Gott hat uns gesandt.

Immer weiter ging es, immer weiter. Da erhob sich ein kalter Sturm und blies in den singenden Schwarm, dass er nach allen Weltgegenden zerstob. Den Prinzen und das Mädchen trug er auf seinen Fittigen gegen die Königsstadt.

Als sie über ihren Zinnen und Türmen schwebten, ging ein langer Trauer-

zug durch die Strassen. Man bestattete den sterblichen Leichnam des alten Königs zu seinen Ahnen. Dumpf hallten die Glocken von den Türmen der Stadt, und düster brannten die Fackeln der Begleiter des Zuges. Ein Trauerchoral drang empor. Die hellen Stimmen der Sängerknaben mischten sich in die tiefen und mächtigen der Männer.

„Er ist ein guter König gewesen, Gott möge ihm seinen Lohn geben!“ hörte der Prinz ein altes Weiblein sagen, an dem sie vorüber geweht wurden. Das Weiblein hüllte sich fester in sein Wollentuch und schalt auf den garstigen Sturm: „Der Herrgott hätte dem alten König auch ein besseres Wetter zu seinem Begräbnis schicken können!“

„Er wird herrliches Wetter haben und ewigen Sonnenschein. Und wir werden ihn wiedersehen“ — flüsterte der Prinz seinem Lieb zu.

Schon wollten sie zur Erde fallen, wo viele ihrer Genossen Weg und Steg bedeckten, als sie ein neuer Wirbelwind erfasste und in die Höhe trug. Sie kamen zum Gesims vor dem Fenster der jungen

Königin. Dort liessen sie sich nieder und sahen in das Gemach.

Der Kanzler wiegte die junge Königin auf den Knien, und diese schaute zu ihm auf und lachte aus ihren hellen Augen.

„Jetzt sollst du König werden!“ sagte sie und umschlang seinen Nacken. „Wenn der Frühling ins Land zieht, wollen wir Hochzeit feiern, du mein Geliebter!“

Dem Prinzen ging es wie ein Stich durchs Herz. Da brach durch die trüben Wolken ein heller Sonnenstrahl und fiel gerade auf die beiden Schneeflocken. Sie verspürten etwas wie Auflösung ihres ganzen Seins. Ehe sie es sich versahen, schwebten ihre Seelen auf dem Sonnenstrahl wie auf einer goldenen Brücke wieder zum Himmel empor.

Als die beiden Liebenden vor Gottes Antlitz traten, fragte sie Gott: „Nun, habt ihr Schönes gesehen auf Erden?“

Sie aber küssten in Demut den Saum seines Gewandes und schwiegen.

In der prächtigen Säulenhalle von Sonnenstrahlen und Thautropfen lustwandelte die Mutter des Prinzen am Arm des alten Königs, und beide freuten sich

ihres Wiedersehens. Die Liebenden eilten ihnen entgegen, und auch der alte König segnete ihren Bund. Von dem, was sie auf Erden gesehen, erzählten sie nichts.

Der Schneemann bekam vom lieben Herrgott einen Verweis für seine Bestechlichkeit, aber zugleich das Versprechen, dass er in hundert Jahren seines Amtes enthoben würde, um eine bequemere Pfründe anzutreten. Das zur Kenntnis zukünftiger Wettermacher, wenn in ihren Beziehungen zum Himmel vielleicht durch diesen Amtswechsel Unregelmässigkeiten eintreten sollten.

Die Brücke der Not.

Die Zenzi war die munterste und fleissigste Dirn im Dorfe. Von früh bis abends schaffte sie, und alles ging ihr so flink von den Händen, als ob ein eigener Segen auf ihrer Arbeit ruhte. Freilich, sie sorgte auch für ihre alte gebrechliche Mutter, die schon seit Jahren lahm und halbblind im Lehnstuhl sass, still vor sich hinnickte und der vergangenen Zeit gedachte, wo um sie ein hübscher Bursch gefreit hatte.

Das war nun längst vorüber. Ihr Mann war früh gestorben und hatte sie als junge Witwe zurückgelassen. Sie bewahrte dem Toten ein treues Andenken. Obwohl sie öfters zum zweitenmal hätte heiraten können, brachte sie es doch nicht übers Herz, „ihrem Franz das anzuthun“. So lange sie noch gehen konnte, schmückte

sie stets sein Grab auf dem Kirchhof mit frischen Blumen. Jetzt musste es die Zenzi besorgen, die sich des Vaters gar nicht mehr erinnern konnte.

Sie war das einzige Kind. Um ihre Mutter bewegte sich ihr ganzes Dasein, ihr Sorgen und Mühen. Kein Schimmer von Not sollte in die trauliche Stube des kleinen Häusleins sich stehlen. Reich waren die Köhlgruberschen nie gewesen, aber sie brachten sich schlicht und ehrlich durch. Ein alter Knecht besorgte die Feldarbeit. Alles übrige blieb der Zenzi.

Es war eine Freude, sie zu sehen mit ihrem festen Gang, dem kernigen Wuchs, dem blühenden Gesicht, aus dem zwei Augen schelmisch hervorlachten, den braunen Zöpfen, die wie eine Krone um den Kopf geflochten waren. Eine „dundersnette“ Dirn war sie, die Zenzi; das musste ihr der Neid lassen.

Es war eben Kirchweih. Beim Sternwirt ging es hoch her. Den grossen Saal hatte man ausgeräumt und einen prächtigen Tanzboden geschaffen. In einer Ecke erhob sich die Tribüne für

die Musikanten. Da wurde aufgespielt bis tief in die Nacht hinein. Immer bezahlte wieder ein anderer Bursche einen „extran“ Tanz für sich . . .

„Und den Tanz will i zahl'n,
Und dös Tanzl g'heart mein,
Wer mir's nachtanzen will,
Der thuat mi erst freu'n!“

Zuletzt wollte der Jubel gar kein Ende nehmen, als auch der Herr Pfarrer sich einen „Extran“ aufspielen liess und ihn mit der Sternwirtin eröffnete. Der Pfarrer war ein gutmütiger Herr und verdarb keinen Scherz, wie es denn in der alten Zeit überhaupt lustiger war.

Unter den Paaren ragte namentlich eines hervor. Das war ein solches Ebenmass in den Bewegungen, eine solche natürliche Anmut, als ob die beiden jungen Leute vom lieben Herrgott selbst für einander geschaffen wären.

Der Lex vom reichen Stamserbauern, ein hochgewachsener schlanker Bursche, schwang gerade mit einem hellen Juhschrei seine Tänzerin in die Höhe. Es war die Zenzi vom Köhlgruberhäuschen.

Gar schmuck war sie herausgeputzt. Das rote Korallenschnürlein um den Hals stach prächtig gegen die blühweisse Haut ab, und das gestickte Mieder war mit lauter kleinen Kettlein umhangen, als ob sie ihr Herz sorgfältig unter Schloss und Riegel hielte. Die schöngefaltete seidene Schürze, die kleinen Füsschen, die neugierig unter dem Rocke hervorguckten — „a Madl zum Fressen“ raunte der eine dem andern zu.

„Werden's seh'n, Hochwürden, da gibt's bald was ab!“ bemerkte der alte Schulmeister zum Pfarrer. Dieser lächelte verschmitzt in sich hinein, sodass das ganze Faltenregister um seine klugen Augen in Bewegung kam, und bot dem Schulmeister eine schmackhafte Prise aus seiner Dose — „vom feinsten Ordinari! Andern tragts nit.“

Die Zenzi war über besonderes Zureden ihrer Mutter zur Kirchweih gegangen. Sie hatte sich anfangs gesträubt. Die alte Köhlgruberin war aber zuletzt ganz wild geworden. Ob sie denn schon sei wie ein kleines Kind, das man nie allein lassen könne. Dann sei ja der

Knecht, der Steffl, zu Hause, und der müsse ihr heute aus der Heiligenlegende vorlesen. Der Steffl hatte denn auch gleich das Buch vom Brett über der Thüre herabgeholt und begann, mit dem Zeigefinger den Zeilen nachfahrend, damit ihm ja keine entwische, zu buchstabieren.

„Führ' di halt fein ordentli auf und kimm mir nit z'spat hoam. Woasst, du muasst a amal was z'seh'n kriag'n von der Welt, so lang d' jung bist. Da müsstest ja ganz verschimmeln!" meinte die alte Köhlgruberin, als die Lenerl, eine weitschichtig Anverwandte, ihre Tochter abholte.

Die Lenerl war eine Freundin der Zenzi, obwohl das Wesen der beiden Mädchen grundverschieden war. Was die Zenzi zu still und bescheiden war, war die andere zu vorlaut, immer beweglich, immer lachend und übermütig. Der Farbmacher, der Lenerl ihr Vater, war ein „schwerer" Bauer und konnte seiner Tochter schon einmal den Weg bis zur Kirche mit Silberzwanzigern pflastern.

Heute war die Lenerl nicht sonderlich gut aufgelegt. Sie schoss öfters einen

missmutigen Blick auf die Zenzi, um die sich der Stamser Lex „gar so damisch herummachte“.

Die Musik war verstummt, die Lichter im Tanzsaal ausgelöscht. Das lustige Völkchen hatte vor kurzem den Heimweg angetreten.

Eine sternhelle Herbstnacht. In der Höhe stand schweigend der Wald, hinter dessen Wipfeln der Mond unterging. Aus dem Thale rauschte der Wildbach herauf. Ein kühler Wind strich von den schneeigen Bergen her, die das Thal abschlossen. Sonst war alles ruhig.

Das Köhlengruberhäuschen lag eine ziemliche Strecke ausser dem Dorf, schon nahe am Waldrand. Die beiden Freundinnen hatten mitsammen den Heimweg angetreten. Jetzt kreuzte sich der Wiesenpfad. Auf der einen Seite führte er bergauf zum Wald, auf der anderen geradeaus zu einem grossen Bauerngehöfte, aus dem noch Licht schimmerte.

„So, i bin iatz dahoam. Du wirst wohl allein hoam finden? Oder fürcht'st di vielleicht?“ setzte die Lenerl hinzu, sich von ihrer Freundin verabschiedend.

„Beileib nit!“ entgegnete diese trotzig. „Mir kann der Höllteufel selber nit an. I trag' a siebenfach g'weihtes Skapulier auf'm Leib!“

„Wenn Dir nur sonst nix ankann —“ sagte die Lenerl halblaut und eilte mit einem kurzen, spöttischen Auflachen davon.

„Was sie nur heut' hat, dass sie so g'spassig is?“ dachte Zenzi bei sich und schritt langsam den Weg zum Wald hinauf.

Da auf einmal — was war das? Schritte hinter ihr. Sollte es doch wahr sein, das der Geist des alten Gerst-hofer, der ein Hexenmeister gewesen sein sollte, auf der Waldwiese „umging“? Aber sie hatte ja ihr heiliges Skapulier bei sich. So schritt sie rüstig fürbass.

Immer näher kam es. Sie wagte nicht umzusehen; denn solche fürwitzige Neugierde war schon oft damit bestraft worden, dass das boshafte Gespenst einem armen Menschenkind den Kopf in den Nacken drehte. Jetzt begann es sogar zu reden . . .

„Zenzi, lauf nit a so. Es geht ei'm ja ordentli der Atem aus!“

Die Stimme kannte sie. Da durfte sie sich schon ohne Grausen umdrehen.

Jetzt ging der Stamser Lex an ihrer Seite. Was er denn heute noch auf dem einsamen Weg wolle? — Er möchte nur noch ein „Wörtel“ mit ihr reden — unter vier Augen . . .

„Zenzi, woasst, dass du mir's anthan hast! I kann mir nit mehr helfen. Mag i hin denken, mag i her denken, i denk' nix mehr als an di. Wia a Gnadenbild, vor dem viele Dutzend Kerzen aufzündet sein, stehst du da drinnen in mein Herzen. I kann di nit lassen, Du muasst mein werden, mei Schatzl, mei Weibl — i will mit'm Vater schon red'n — i kann nimmer sein ohne di. Liaber spring i in Wildbach!“

Sie schwieg und beschleunigte ihre Schritte. Er suchte nach ihrer Hand, die sie ihm anfangs hastig entzog und dann geduldig liess. So gingen die beiden still den Weg empor. Dem Mädchen stieg es glühend heiss zu Kopfe, und ihr Herz klopfte unter dem Mieder, dass es alle Kettlein zu sprengen drohte. Dagegen half nicht einmal mehr das Skapulier.

Sie waren vor dem „Hoamatl“ des Mädchens angekommen. Der Brunnen plätscherte, und der Wind rauschte in den Wipfeln der Fichten.

„Zenzi, red' a Wörtel, nur an einzig's Wörtel. Es verdruckt mi sunst. Hast mi denn gar koa bissl liab?“

Der Bursche schaute ihr ins Gesicht, das sie gesenkt hatte. Da schlug sie die Augen auf. Ein heisser, leuchtender Strahl traf ihn. Jetzt wusste er es. Was frug er noch lang!

Stürmisch zog er das Mädchen an seine Brust. Halb widerstrebend folgte sie.

„Zenzi, willst mein sein?“

„I will, Lex, i will!“ stammelte sie und barg ihr glühendes Gesicht an seiner Brust.

Er hob ihren Kopf langsam. Ein langer Kuss brannte auf ihren Lippen. Dann, wie erschreckt über das Geschehene, rang sie sich hastig aus seinen Armen los und floh gegen die Thür des Hauses. Er wollte ihr nach. Aber schon verschwand sie im Rahmen der Thüre. Nur ein geflüstertes „Gute Nacht, Lex!“ kam noch zurück.

Langsam wandte sich der Bursche zum Gehen, und während er den Weg gegen das im Dunkel der Nacht liegende Dorf einschlug, sang er:

„Mei Diandal is sauba,
So freundli und mild,
In d'Kirch'n that's pass'n
Als Heiligenbild.

Wenn man's in da Kirch'n
That aufi macha,
Wie wurd's af die Buama
Da abi lacha!"

Von da an barg das kleine Häuschen am Wald ein verschwiegenes Liebesglück. Ihrer alten Mutter hatte die Zenzi alles anvertraut. Sie konnte es nicht übers Herz bringen, ihr etwas zu verheimlichen.

In der kleinen Stube sassen die Liebenden oft den ganzen Abend. Der Lex hatte seine Zither mitgebracht und spielte lustige und wehmütige Weisen; dann sangen sie wieder ein keckes Liedlein von Frühjahrslust und Almleben oder erzählten sich wohl auch umständlich, was den ganzen Tag, seit sie sich nicht mehr gesehen hatten, vorgefallen war.

Die Mutter nickte gewöhnlich ein. Da setzte es manchen verstohlenen Kuss, bis die Zenzi dem Lex noch ein Stück Wegs das Geleite gab.

So ging es den ganzen Winter fort. Eines sorgte das Mädchen: was wohl der alte Stamserbauer sagen würde? Die Sache musste ihm doch entdeckt werden. Der Lex schob es von einem Tag zum andern, mit seinem Vater zu sprechen. Er mochte wohl ahnen, dass er auf hartköpfigen Widerstand stossen würde.

Es kam der März, und alles war noch beim alten. Die ersten Grasspitzen guckten aus dem Boden, hier und da wagte sich ein Leberblümlein, ein blaues Veilchen oder ein gelber Himmelsschlüssel zum belebenden Sonnenlicht empor. Der Schnee begann von den Wiesen am Bergabhange langsam zu schmelzen. Ein sonnenheller, wolkenloser Tag folgte dem andern. Es war eine Pracht, ein freies Atmen und Auferstehen vom langen Schlaf.

Alles war beim alten, so schien es wenigstens der Köhlgruberin, wenn sie auch heimlich wünschte, dass das „Tech-

telmechtel“ der Zenzi mit dem Lex auf Ostern in einem offenen Aufgebote für ehrsame Brautleute seinen vorläufigen Abschluss finden sollte.

Die Köhlgruberin war halb blind, sonst hätte sie wohl merken müssen, dass die Zenzi oft verweinte Augen hatte. Es war ein eigentümliches scheues Wesen über das Mädchen gekommen, das sehr im Gegensatz zu ihrer früheren Munterkeit stand. Sie wurde abwechselnd rot und blass. Mitten unter der Arbeit konnte sie plötzlich still stehen und in die Luft starren, als ob sie etwas anderen Leuten Unsichtbares suchte. Es schien sie wie eine geheime Schuld zu drücken.

Der Lex kam noch immer oft zum „Waldhäusl“, wenn auch nicht mehr jeden Tag.

„Dös is eh' recht,“ meinte die alte Bäuerin, „die Leut' fangen schon an z' reden. Wär' wohl Zeit, dass bald an Ernst g'macht würd'!“

Je mehr das Frühjahr vorrückte, desto seltener kam der Lex. Zuletzt blieb er fast ganz aus. Das Mädchen drückte den Tag über ihren Schmerz in

sich hinein. Wenn sie abends auf ihre Kammer schlich, dann brach er wohl gewaltsam hervor. Sie weinte in die Kissen und rang die Hände vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes, das über ihrem Bette hing. Je herrlicher draussen die Natur sich entwickelte, je glänzender Feld und Au im Sonnenschimmer prangten, um so bleicher wurde die Zenzi. Sie ging wie ein Schatten im Hause herum.

Endlich brach das Gefürchtete über sie herein. An einem Sonntage des Juni wurden der Lex und die Lenerl von der Kanzel verkündigt — gleich alle drei Male unter einem. Es schien den beiden zu eilen. Noch in demselben Monat hielten sie Hochzeit.

Drunten beim Sternwirt tönten die Geigen. Der Boden zitterte unter dem Takt des Landlers. Der Stamserbauer hatte es sich was kosten lassen für den Ehrentag seines einzigen „Buab'n".

Im Waldhäusl droben ging es nicht so lustig her. Die Köhlgruberin hatte in der letzten Zeit immer mehr „abgenommen". Es stand recht schlecht mit ihr. Der Bader aus dem nahen Markt hatte

das letztemal gemeint, es würde wohl bald eine selige Himmelfahrt geben.

Während der Lex seine Hochzeit feierte, drückte die Zenzi ihrem alten Mütterl die Augen zu. Nun war alles von ihr gewichen. Der Knecht hatte die „Sterbkerzen“ angezündet, liess die „Grallen“ des Rosenkranzes durch seine knochigen Finger gleiten und betete ein Ave Maria nach dem andern, während ihm dicke Thränen über die runzligen Wangen rollten . . . .

„Gott geb' ihr die ewige Ruh', und das ewige Liacht leuchte ihr. Amen. Sie is a guate Haut g'wesen, die Köhlgruberin. Unser Herrgott werd sie schon aufg'nommen haben in sein Himmel. Da is gar koa Zweifel. Wenn so a Leut' nit vom Mund auf in Himmel kam'! Gelt, betest mir derweil was, mir und der Zenzi!“ fügte er schluchzend hinzu, indem er die Hand der Toten ergriff. „Woasst, wir da herunten, können so a Fürsprach gar guat brauchen. Mein Gott, werd nimmer lang dauern, bis sie mir a 's Glöckl läuten. — Wir müessen uns iatz halt selber weiter helfen“, meinte er, zu dem Mädchen

gewandt, das lautlos zu Häupten des Bettes kniete.

Die Zenzi starrte mit verglasten Augen auf das Kruzifix, das sie ihrer Mutter zwischen die gefalteten Hände gegeben hatte. Sie fand kein Wort der Klage, keine Thräne, keinen Trost.

Zwei Tage darauf brachte man die Köhlgruberin zur ewigen Ruhe. Es war eine kleine „Leich“. Ein paar alte Mütterlein aus dem Dorf, welche die Verstorbene noch in jungen Jahren gekannt hatten, der Pfarrer, der Messner, welcher das hölzerne Grabkreuz trug, der Knecht vom Waldhäusl und die Zenzi. Als der Leichenzug beim Stamsergut vorüber ging, war es dem jungen Mädchen, als müssten ihr die Kniee brechen, als müsste sie einsinken in die Erde vor Elend und Scham. Sie hielt sich aber gewaltsam aufrecht.

Auf dem Kirchhofe sprach der Pfarrer noch ein paar Worte zu Ehren der Verstorbenen. Dann begrub man sie neben ihrem Mann, dem Franz. So war ihr letzter Wunsch gewesen.

Der Himmel hatte sich schon in aller Frühe mit Wolken überzogen. Jetzt plätscherte ein endloser Landregen hernieder, so dass alle Begleiter der Toten baldmöglichst heimzukommen trachteten. Auch der Totengräber hastete mit seiner Arbeit.

Die Zenzi kniete noch lange vor dem grossen Kreuz im Kirchhofe. Sie achtete nicht des strömenden Regens . . .

„Müetterl, vergiss mi nit! Nimm mi bald aufi zu dir! Guat, dass es nimmer erlebt hast — mei Schand'! O mein Gott Barmherzigkeit!“ Langsam raffte sich das Mädchen auf und schlug den Weg nach ihrem einsamen Heim ein. — —

Am nächsten Morgen kam der Steffl vom Köhlgruber ganz verstört in den Viddum und fragte nach dem Pfarrer. Dies schien ihm in seiner Herzensangst der sicherste Weg zu sein. Die Zenzi war über Nacht verschwunden. Kein Mensch wusste, wohin. Kein Zeichen, keine Nachricht, nichts hatte sie zurückgelassen, auch nichts mitgenommen, als ihr Werktagsgewand, das sie auf dem Leibe trug.

„Es muss rein der Boden dös Diandl g'schluckt hab'n. I hab's ganze Haus abg'sucht, und im ganzen Wald in der Näh' hab' i g'schrier'n. Sie hätt' mi hör'n müess'n. Nirgend's hat's an Muckser than. Wann nur koa Unglück g'schehen is, Hochwürden!" meinte der treue Knecht.

Die Zenzi kam auch in den nächsten Tagen nicht zum Vorschein. Man hatte sie in der ganzen Gegend gesucht. Der alte Jäger Martl, der etwa eine Woche nach dem Verschwinden des jungen Mädchens in das Dorf kam, behauptete, er habe an jenem Tag im Morgengrauen ein Diandl bei der Teufelswand oben gesehen, habe es auch angerufen, jedoch keine Antwort erhalten. Weiter habe er der Sache nicht nachgehen können; denn er sei gerade in der „schönsten Passe" gewesen — und das Wild habe bei ihm nun einmal den Vorzug.

Im Dorfe munkelte man allerhand. Im Laufe der Zeit, als die Zenzi gleich verschollen blieb, verstummten auch diese Stimmen. „Es muss ihr halt was zug'stossen sein!" meinten die Leute. Allmählich wuchs Gras über die Sache. Im

Häuschen am Wald war ein entfernter Verwandter der Köhlgruberin, der Kesselflicker Nazerl, eingezogen und trieb da droben sein geräuschvolles Handwerk. Der Steffl „machte“ es kaum mehr ein Jahr. Da läutete man auch ihm das „Zügenglöcklein“. — — —

Seitdem waren mehr als zwanzig Jahre vergangen. Vieles hatte sich im Dorf geändert.

Wäre die Zenzi zurückgekehrt, sie hätte wohl wenig bekannte Gesichter mehr getroffen.

Die Ehe des Lex war kinderlos geblieben, und er war nicht glücklich in derselben. Er hatte sich ein rechtes Hauskreuz erheiratet. Mit der Wirtschaft ging es von Jahr zu Jahr abwärts. Die Lenerl verstand nichts davon, und der Lex war mit der Zeit öfters im Wirtshaus als auf dem Feld oder in der Tenne zu sehen. Er vertrank seinen Verdruss und vielleicht auch ein Stückchen böses Gewissen.

Mit dem Trinken kam das Spielen und die Lust zu waghalsigen Unternehmungen, die eine erdrückende Schuldenlast auf den Hof häuften. Solange der

Vater lebte, ging es noch an. Der schaute wenigstens zum Rechten und hintertrieb manches, was nur Unheil gebracht hätte. Seit der alte Stamser aber seine Augen geschlossen hatte, war kein Halt mehr. Das Rad rollte sicher und mit immer grösserer Schnelligkeit dem Abgrund entgegen.

Der Lex geriet in die Hände gewissenloser Wucherer. Eines Tages stand die „Gant“ vor der Thüre. Als ein alter, durch unregelmässiges Leben gebrochener Mann musste er zusehen, wie man ihm und seinem Weibe das letzte Bett verkaufte. Zum Glücke fanden sie noch Aufnahme im Armenhaus. Die Lenerl überlebte den Schlag nicht lange. Es war doch noch ein gut Teil Bauernstolz in ihr zurückgeblieben, und der bäumte sich gegen die Demütigung so lange auf, bis er ihrer ohnedies nicht starken Natur „über wurde“.

Jetzt war der Lex allein. Allmählich beherrschte ihn eine Art Stumpfsinn, der nur dann und wann in krampfhafte Lustigkeit ausartete, wenn ihm jemand zu trinken zahlte und ihm der Wein zu

Kopfe stieg. Dann konnte er die alten „Gsangeln“ aus dem Gedächtnis hervorkramen und mit einer heisern Stimme singen, bis er keines Lautes mehr fähig war. Er wurde zum Hanswurst für die halbwüchsigen Burschen im Dorfe, die dem Armenhäusler einen tüchtigen „Zapfen“ anzechten und dann mit dem alten stockbetrunkenen Mann ihre „helle Gaudi“ hatten.

So war der Lex fast siebzig Jahre alt geworden. Wieder war Kirchweih. Beim Sternwirt, der seinen früheren Ruf auch unter den Erben des Besitzers vollkommen gewahrt hatte, jodelten und sangen die Burschen. Der Lex schnitt seine Grimassen dazu und ahmte alle möglichen Tierstimmen nach, bis ihm endlich der schwere Kopf dröhnend auf die Tischplatte fiel und er zu schnarchen begann, als ob der jüngste Tag im Anzug wäre.

Der Nachtwächter konnte ihn, als auch der letzte der lustigen Gäste seinen Heimweg angetreten hatte, nur mit Mühe wach rütteln. Er führte ihn auf die Strasse, lehnte ihn an einen Zaun

und überliess sodann die „b'soff'ne Mett'n“ ihrem Schicksal“.

Die kühle Nachtluft übte einen wohlthätigen Einfluss auf die angeheiterten Lebensgeister des Alten. Er ermunterte sich allgemach ganz und „torkelte“ nun die Dorfgasse hinunter gegen das Armenhaus. Als er vor demselben angelangt war, schien ein plötzlicher lustiger Entschluss über ihn zu kommen.

„I brauch' enk nit, dö Pfründner!“ murmelte er verschmitzt lachend vor sich hin. „Heut' geh' i grad' mein' eignen Weg! Woll'n seh'n, wer da z'letzt no Herr is!“

Er schlug den Weg gegen den Hochwald ein. Es war ein beschwerlicher Gang. Steil und steinig führte es aufwärts, so dass der Lex oft still stehen musste, um sich zu „verschnaufen“. Das Steigen und die kalte Luft hatten ihn endlich ganz nüchtern gemacht.

„I will nimmer z'ruck zu dö Leut'! Sie haben ein'n doch nur für an Narren! Und an alten Menschen für an Narren haben, is a Schand'! Lieber haus' i mi da droben in die Schröfen (Felsen) ein!“

Der alte Mensch lehnte sich, erschöpft von dem harten Weg, mit dem Rücken an eine hochragende Fichte. Nach langen Jahren kam in der nächtlichen Waldeinsamkeit das Bewusstsein seines ganzen Elends über ihn. Er weinte bitterlich. Sein ganzer Körper zitterte vor innerem Schmerz und in dem eisigen Wind, der sich von dem Firn her erhoben hatte und unerbittlich durch den Wald und die dünnen armseligen Lumpen des Lex fuhr.

Als der alte Mann wieder aufsah, bemerkte er, wie ein Licht aus der Ferne schimmerte und immer näher kam. Endlich blieb es etwa zwanzig Schritte vor ihm stehen. Er konnte in dem spärlichen Schein der Laterne eine gebückte Gestalt erkennen, die eine riesige Holzbutte auf dem Rücken trug.

Jetzt setzte der späte Wanderer die Butte auf den Boden und begann unter Aechzen und Stöhnen von den Bäumen in seiner Umgebung das Pech zu kratzen und es in das Gefäss zu sammeln. Schliesslich kam er zu dem Baum, an welchem Lex lehnte, und ohne ihn an-

zusehen, schob er ihn mürrisch beiseite und vollendete auch an diesem Baum sein Geschäft.

„Du bist aber heut' woltern (ziemlich) spat dran bei Deiner Arbeit, Pechler!“ sagte der Lex erstaunt, nachdem er dem Schweigsamen eine Weile zugeschaut hatte.

„Für mi schlagt koa Stund'!“ kam es zurück. „Kennst mi denn nimmer, Lex?“ Dabei wandte der Pechsammler dem Angesprochenen sein aschfahles Gesicht zu, um das in wilden Strähnen ergrautes Haar flatterte.

„Jessas!“ schrie dieser auf und machte einen verzweifelten Sprung nach rückwärts. „Der Runsthofer Kassl!“

„Gelt, es wundert Di, mi da z'sehen, weil sie mi schon vor zehn Jahren eingraben haben. Hast mi ja kennen müssen, Lex! Hast mi oft g'nua g'sehen im Leben. Und wia i den letzten Schnaufer than hab', bist Du g'wiss a unter dö g'wesen, dö dem alten Wucherer, dem Kassl ins Grab nachg'flucht haben, weil er ihr Gütl zertrümmert hat —“

„Du hast mein'n Hof auf die Gant bracht!“ stöhnte der Lex.

„I muass es büss'n, muass es büss'n!“ rief das Gespenst und lud die schwere Butte wieder auf den Rücken, der sich unter der Last krümmte. „Siehst, Lex, es kommt manches ganz anders, als wir es uns auf der Welt tramen lassen. Wer hätt's denkt, dass i a im andern Leben mei G'schäft weiter treiben muass — freili auf an andere Weis'. Wo wir iatz beide steh'n, Lex, is der Wald der Pechvögel. Da kommen alle Menschen her, dö ihr Lebtag lang koa Glück und koan Stern g'habt haben — und nix als lauter Pech. Beim Leben hab' i den Leuten 's Blut und's Geld abzapft — und iatz bin i halt a Pechzapfler worden. Es is a harte Arbeit, Lex. Magst mir's glauben, a harte Arbeit! — Wo willst denn Du eigentli hin, so spat in der Nacht?“ fragte der Wucherer.

„I weiss es selber nit!“ entgegnete Lex zähneklappernd.

„Da will i Dir an guaten Rat geben,“ fuhr das Gespenst fort. „Hast kaum mehr a Stund', so kommst an a Bruck'n,

dö über an schiachen (grauenhaften) Abgrund führt. Die Bruck'n der Not heisst man's. Wenn's Dir glückt, drüber z' kommen, kannst a no bessere Tag' z' sehen kriegen. Versuch's halt amal — und bet' mir an Kreuzweg!" Damit wandte sich der Runsthofer zum Gehen und verschwand bald unter den nächstliegenden Bäumen.

„I will's versuchen!" murmelte der Lex und schlug die Richtung, welche ihm das Gespenst noch mit einer Handbewegung angedeutet hatte, ein, um die Brücke der Not zu finden.

Immer steiler und beschwerlicher wurde der Pfad. Fast senkrecht führte er in die Höhe. Zuletzt war überhaupt kein Pfad mehr vorhanden. Der Wanderer musste über wüstes Geröll klettern, aus dem nur hier und da eine verkrüppelte Zwergkiefer oder ein Wachholderstrauch ragte. Der Vollmond war aus dem zerrissenen Gewölk am Himmel getreten und beleuchtete die trostlose Landschaft.

Endlich ging es fast eben über zerklüftete Felsplatten vorwärts, und jetzt

stand der Lex an einem ungeheuren gähnenden Abgrund. Das Mondlicht warf sein gleissendes Silbernetz darüber. Ein Schritt noch und der Wanderer wäre gestürzt.

Vorsichtig ging der alte Mann am Rande fort. Da gewahrte er einen zerfallenen Steg, der in schwindelnder Höhe über den Abgrund führte. Der Mond beschien morsches Gebälke, das der Holzschwamm, Flechten und Moos überkleideten. Hier ragte noch eine Stütze empor, dort war sie gebrochen. Ein Geländer fehlte. Einige Bretter fanden sich da und dort über die Balken gelegt, zwischen einander wiederum gähnende Lücken lassend. Das eine und das andere Brett war in der Mitte eingebrochen, wie unter einem schweren Fusstritt.

Das also ist die Brücke der Not, dachte der Lex, als er den Anfang des Steges erklommen hatte. Mutig tastete er sich weiter, hier ausweichend, dort sich anklammernd. Er wollte hinüber und wenn es sein Untergang wäre. Das morsche Gebälke krachte unter seinen Tritten und senkte sich oft bedenklich.

So war er schweisstriefend ungefähr bis in die Mitte des Steges gelangt. Da wich es unter seinen Füssen, er drohte ins Bodenlose zu stürzen. In der Todesangst erfasste er einen Querbalken. Nun hing er schwebend zwischen dem nächtlichen Himmel und dem Abgrund.

Er sah auf. Am andern Ende der Schlucht zeigte sich seinen Augen etwas Seltsames, das ihn erschauern machte. Eine lichte Frauengestalt stand da drüben, in schneeweissen wallenden Kleidern, vom Mondlicht umflossen. Die Fremde trug ein Büblein auf dem Arm das die Händchen gegen ihn ausstreckte.

„Mutter, hilf dem Vater!“ sagte das Büblein.

Jetzt wandte die Gestalt dem Lex ihr Antlitz zu.

„Zenzi!“ schrie er auf.

Dann war es ihm, als ob die Jugendgeliebte über den Steg zu ihm schwebte. Er fühlte sich emporgehoben. Die Sinne schwanden ihm — — —

Einige Tage darauf fanden Holzhauer am Rande der Teufelswand einen

alten zerknitterten Filzhut. Auf einem Vorsprung der Schlucht lag etwas Menschliches. Ein Bündel zerfetzter Kleider. Ein Arm reckte sich wie hilfesuchend in die Höhe.

Mit unsäglichen Mühen und Lebensgefahr gelang es, den zerschmetterten Körper des alten Lex zu bergen. Auf einer Bahre, die mit Tannenreisig ganz verdeckt war, trugen ihn die braven Männer in das Thal. Es war Nacht geworden. Unter dem Leuchten der „Kenteln“ (Kienspanfackeln) ging es niederwärts.

Einige Schritte hinter der Bahre huschte, für irdische Augen allerdings nicht sichtbar, das Gespenst des Runsthofer nach, ächzend und keuchend unter seiner Last.

„Er is drüber kommen über die Brucken“, murmelte der Wucherer. „Er hat a Herz g'habt auf der Welt, dös ihn g'liabt hat. Wia lang werd i no nach an solchen Herzen suchen müssen?“ —

Das Gespenst bog vom Wege ab und verliess den Zug. Die Holzhauer

überlief es kalt. Es wurde den starken Gesellen fast unheimlich in dem Walde. Laut begann daher einer vorzubeten: „Herr gib ihm die ewige Ruah'!“ — „Und das ewige Liacht leuchte ihm!“ fielen die andern ein.

Aus den Memoiren einer Laterne.

Ihr schüttelt gewichtig das Haupt und wollt es absolut nicht begreifen, wie eine Laterne sich erkühnen könne, Memoiren zu schreiben. Feldherrn und Gelehrte, Dichter und selbst Leute vom Schlage eines Casanova hätten Memoiren geschrieben ... aber eine Laterne! Das sei doch die reinste Anmassung. Was nur irgendwie Interessantes oder Pikantes — lispelt vielleicht errötend ein Backfischlein – kann denn einem Conglomerat von Eisen und Glasscheiben begegnen?

Nur ruhig, meine Besten! Sie unterschätzen mich ganz und gar. Ja freilich, wenn ich so eine Gaslaterne wäre, könnten Sie allenfalls recht haben; aber ich bin noch eine vom alten Schlag. Das Denken und Fühlen einer Gaslaterne

geht unter in der Allgemeinheit des Röhrennetzes, und es kann sich bei ihr keine Individualität entwickeln. Ich jedoch schaukelte noch frei in der Luft an einer grossen eisernen Kette, die sich gar sinnig über die Strasse, zwei gegenüberliegende Häuser verbindend, rankte. Und ich habe eine Seele im Leib . . . wenn auch nur ein bescheidenes Oellämpchen. so ist es doch meine eigene Seele. Und ich brauchte mir nicht von einem Gasanstaltsdirektor alle möglichen windigen Tendenzen in mein Inneres pumpen zu lassen und diese Tendenzen noch mit einem Dutzend anderer Laternen zu teilen. Ich existiere für mich, ein Sonderdasein. Oel ist von jeher eine solidere Substanz als Gas . . . wenigstens meiner Ansicht nach.

Es liegt eine wunderbare Poesie darin, wenn man frei in der Luft schwebt, gleichsam zwischen Himmel und Erde. Wenn dann der Wind kam, erzählte er uns seltsame Geschichten aus fernen Ländern, mir und der eisernen Kette. War er schlecht gelaunt, dann brauste er wohl unwirsch vorüber und schaukelte

mich mitsamt der alten Kette in der Luft so grob und unmanierlich, dass wir beide oft genug die Seekrankheit zu bekommen vermeinten.

Der Menschen Los ist Verkanntsein, und auch das der Laternen. Jetzt liege ich in einer Rumpelkammer und träume von der guten alten Zeit, da noch der Wind gewandert kam und die alte Kette ganz vergnügt in sich hinein knarrte, und da ich so manchen erleuchteten Zustand zu nachtschweigender Stunde noch mehr beleuchtete. Es hat mir auch immer geschmeichelt, von gewissen Leuten in gewisser Gemütsverfassung doppelt gesehen zu werden.

Die schönen goldenen Tage der Winkelgasse sind nun vorüber, wo ich schwebte zwischen des Bäckermeisters Flörlein und des Stadtschreibers Gumpelius Häusern! —

Ich habe jetzt, da man mich schnöd beiseite geschoben, innige Kumpaney und Duzbruderschaft mit einer alten rostigen Windfahne geschlossen. Es gehört allerdings ein gut Stück Ueberwindung dazu, mit dieser Dame auf die

Dauer zu verkehren; denn sie spricht in einem so schnarrenden, krächzenden Ton, und ihre ganze Rede nimmt sich dabei so arrogant aus, dass ich immer, wenn sie einen längeren Sermon gehalten, Sausen in meinem Innern verspüre und die zwei mir noch übrig gebliebenen halb zerbrochenen Glasscheiben vor Entsetzen laut zu klappern und zu klirren beginnen. Ist mir auch gar nicht zu verdenken. Denn wenn ich meinen Geist zurückschweifen lasse in jene Zeiten, wo ich noch manch hübsches, trauliches Ständchen durch die schweigende Nacht zu der Liebsten Fenster flattern hörte . . . und wenn ich dagegen das vorsintflutliche Organ meiner jetzigen Gesellschaft vergleiche, überläuft mich immer ein geheimer Schauer. Aber der Mensch muss sich eben an alles gewöhnen. Auch die Laterne.

Balthasar Mückenknicker, der alte brummige Nachtwächter, hat zu mir immer eine besondere Zuneigung verspürt, wie auch ich zu ihm. Wir verstanden uns beide ganz ausgezeichnet. So oft er Oel in meine Seele goss und

dieselbe zu hellem Leuchten entflammte, wussten wir stets etwas Neues und Anziehendes zu plaudern.

In einer lauen Juninacht machte mich das Gespräch mit dem Nachtwächter viel denken. Er hatte mir seltsame Dinge mitgeteilt. Am nächsten Tage sollte Serenissimus, der Fürst, die Stadt mit seinem Besuche beglücken. Drei Tage schon sassen die Väter der Stadt im Ratsaal beisammen, trugen steife Perrücken und Schweissperlen auf der Stirne . . weiss nicht, ob von dem anstrengenden Denken oder der damaligen Sommerhitze. Balthasar Mückenknicker liess diesen Punkt unentschieden.

Eine Schaar weiss gekleideter Jungfrauen sollte Serenissimus vor der Stadt empfangen; der Schulmeister hatte ein langes Festcarmen gedichtet, für dessen wirkungsvollen Vortrag des Bürgermeisters blonde Lore bestimmt war. Schau, schau! — der Schulmeister! — hab' ich mir gedacht, ist der jetzt unter die Poeten gegangen? Hat den Kopf immer so hoch getragen, hat die Wolken und die Laternen angestiert, hat auch mir des

öfteren freundlich zugeblinzelt. Gönne ihm den Lorbeer.

Den Glanzpunkt des Ganzen sollte eine prachtvolle Beleuchtung des alten Schlossparkes bilden. An Ketten von roten Rosen, brennenden Nelken und anderen Blumen, die sich zwischen Bäumen hinschlängelten, hatten sie farbige Lampions befestigt . . . und damit von dem allgemeinen Glanz etwas entlegenere Plätze nicht ganz im Dunkel blieben, war eine Anzahl von überflüssigen Stadtlaternen aufgeboten worden. Das Wort „überflüssig“ gab mir anfangs einen Stich durch's Herz, und ich fühlte mich in meinem Ehrgefühl tief verletzt. Aber die Auszeichnung, im Schlosspark prangen zu dürfen, wenn auch nicht gerade vor den Augen Serenissimi — denn zu einem luftigen Lampion hab' ich es mein Lebelang nicht gebracht — so doch in seiner Nähe, beruhigte bald mein aufgeregtes Gemüth.

Am nächsten Vormittag schritt Balthasar Mückenknicker mit wichtiger Miene durch die Gassen. Mich hat es immer geärgert, wenn die kleinen Rangen dem

altehrwürdigen Lichthort unserer Stadt nachliefen und ihn an den langen Rockschössen zerrten oder anderweitige Allotria trieben.

An diesem Vormittag waren sie ganz ausser Rand und Band . . . . und es bot doch einen erhabenen Anblick, wie mein Freund damals einherschritt. In jeder Hand trug er zur Erde niedergesenkt eine wagrechte Stange, an jeder Stange waren sechs Laternen aufgereiht. Ich befand mich an der Stange zur rechten Hand und fühlte mich durch diese Rücksicht sehr geschmeichelt. Da nun Mückenknicker keinen Arm frei hatte, war es für die Rangen ein leichtes, ihn nach Herzenslust zu molestieren. Wenn ich an die Gesichter denke, die der gute Nachtwächter damals schnitt, und an die vielen Donnerwetter, die er gegen die unerbittliche hoffnungsvolle Jugend losliess, muss ich immer an unseren lieben Herrgott denken, da er aus den Wolken rief: „Kain, wo ist dein Bruder Abel?“ — Mückenknicker mochte wohl damals sein ganzes Sinnen in den einen innerlich grimmigen Ausruf zu-

sammengefasst haben: Stadtsoldat Mucksdich, wo steckst du? . . . . . Der Stadtsoldat Mucksdich sass aber offenbar irgendwo bei einem kühlen Schöpplein und muckste sich nicht.

Nachdem unser Beschützer mit seinen zwölf Laternen auf solche Art Spiessruten gelaufen war, kamen wir endlich in das Rathaus. Dort setzte er uns in dem Flursaal nieder, und es wurden nun an uns gar seltsame Operationen vorgenommen. Die Glasscheiben wurden uns vorsichtig aus dem eisernen Gerippe herausgeschält, und statt derselben bekamen wir buntscheckige Flecken von in Oel getränktem Papier. Die eine Blau, die andere Gelb, die dritte wieder Grün, ich aber das reinste Rosenrot.

Der alte Mückenknicker tätschelte uns dann Eine nach der anderen auf das straff gespannte farbige Papier, unser neues Gewand, wobei es einen Ton gab, als wenn man auf eine verstimmte Trommel schlüge.

Man mag es mir vielleicht als Hochmut auslegen . . . . aber mir kam den ganzen Tag über der ehrwürdige Flur-

saal des Rathauses vor wie ein blühender Garten, der lauter bunte Laternenblüten gezeitigt, die da in allen Farben sprossten. Dass ich dabei die vornehme Gilde der Rosen vertrat, freute mich ungemein. Die Lampions schienen anderswo untergebracht zu sein oder bereits ihren Bestimmungsort eingenommen zu haben, an den wir gegen Abend befördert wurden. Es hätte mich auch gewaltig verdrossen, wenn die Lampions sich auf dem Flursaal breit gemacht hätten; denn ich bin diesen windigen Gesellen von jeher nicht hold. — —

Da hing ich in einer duftenden Jasminlaube an einem Gewinde von grünen Tannenreisern, denen hineingeflochtener starker Draht die nötige Fähigkeit gab, meine gewichtige Person zu tragen. Die Nacht war so still und heimlich. Die Herrschaften hatten den Park durchwandert und die Beleuchtung sattsam gelobt; jetzt waren sie zu einem Festmahle im alten Schloss versammelt.

Die blauen Fliegen blitzten durch die Luft, umflogen in einem phantastischen Reigen den roten Schein, den ich

ausstrahlte, und stiessen sich wohl von Zeit zu Zeit mit den kleinen Köpfchen an meinen papierenen Wänden. In der Nähe rauschte halb verschlafen ein alter Bronnen . . . in dem Gesichte des steinernen Mannes, der helles Wasser sprudelte, wetterleuchtete es immer ganz seltsam, wenn ich mein Licht über ihn hin irren liess. Dann neigte der leise Nachtwind die Vergissmeinnicht am Rande des Quells, und diese schienen trauliche Gespräche zu führen mit den murmelnden Wellen . . . Gespräche vom Sonnenschein und dem Mondenschein und der lustig tanzenden Libelle. Mir war so stillselig zu Mute. Eine wunderbare Wehmut überkommt mich noch heute, wenn ich an diese zauberische Nacht und ihre vertrauten, zu Herz und Gemüt klingenden Stimmen denke, die mein ganzes Wesen durchbebten . . . und wenn mich dann die Wetterfahne mit ihrem Discant aus all' den schönen Träumen zur rauhen Wirklichkeit erweckt.

Nur manchmal tönte aus der Ferne ein munteres Lachen, ein Becherklingen aus dem Schlosse zu mir. Ziemlich weit

glänzten noch ein paar Lampions; den meisten war ihr kurzes Lebenslicht wohl schon ausgeblasen worden. Die Jasminblüten hatten sich so lieb, so herzlich lieb und flüsterten und kosten mit einander, dass es schier kein Ende nehmen wollte. Dazu schienen am weiten blauen Himmel tausend Sternlein.

Es rauschte näher und näher, und der Kiesweg knirschte unter eilenden Tritten. Ein junges, blühendes Hoffräulein mit gepudertem Haar und Schönpflästerchen auf den rosigen Wangen kam die alte Buchenallee herabgeflogen. Ja, sie flog wirklich mehr als sie ging. Der Wind spielte in ihren Kleidern, bauschte sie auf, drückte sie wieder näher an den zierlichen Leib . . . . sie schien zu schweben wie eine Fee im Märchenlande. Jetzt war sie in der Laube und wollte sich in den dunkelsten Winkel derselben flüchten, indem sie ihr weites Gewand ängstlich an sich zog, um ja so wenig als möglich Raum einzunehmen. In den dunkelsten Winkel wollte sie sich flüchten — und ich machte es überall so licht, so blendend licht.

Wie warfst du der armen Laterne verzweifelnde Blicke zu, junge Mädchenblume! Da drückte sie das heisse Gesicht in die Jasminblüten .... und als sie wieder emporsah und den Kopf anmutig zurückbog wie berauscht von all' dem starken Duft, umschlang sie ein kecker Junker und drückte sie fest an's Herz und drückte seine Lippen auf ihr wallendes Blondhaar, auf ihren brennenden Mund. Bleich wurde sie und rot zugleich im wechselnden Farbenspiel. Sie lehnte matt ihr Köpflein an seine breite Brust und suchte ihn dann wieder mit beiden Armen von sich abzuwehren. Der Junker aber schlang sich die wehrenden vollen Arme um den Hals; da blieben sie. Das zierliche Figürchen streckte sich zu dem stattlichen Manne auf den Zehen empor und drückte seine Wange schmeichelnd und kosend an die Wange des Junkers.

Der zog sie nieder auf die kleine Holzbank in der Laube. Im Anfang küssten die Beiden mehr als sie sprachen; dann sprachen sie mehr und bekräftigten mir jedes neu erbaute Luftschloss mit einem Kuss — als wenn ihre Worte eine

Schenkungsurkunde wären und der Kuss daran hinge als ein Siegel im roten Wachs.

Mir fing beinahe an zu schwindeln vor den berghohen Schlössern und Pa-lästen und vor den lustigen Gestalten, mit denen sie bevölkert wurden. Zu-dem blies der Wind etwas stärker und schaukelte mich, so dass ich mich un-willkürlich an meine und der eisernen Kette Anwandlung von Seekrankheit in der Winkelgasse erinnerte.

Plötzlich ertönte ein Trompetentusch; der Tanz sollte beginnen. Erschrocken fuhren die Liebenden auf, und sich mit den Armen gegenseitig umschlungen haltend, liefen sie durch die lange Allee den Kiesweg zurück. Längst hatte der Kies zu knirschen und des Fräuleins Gewand zu rauschen aufgehört, aber immer noch umflocht mich das Erlebniss wie ein blütenduftend Märchen voll Glast und Schimmer. Ich strahlte ihnen nach in die glänzende Zukunft mit meinem rosenroten Licht, so gut ich es eben ver-mochte. Damals hätte ich gern eine Sonne anstatt Oel in meiner Seele gehabt.

Die blauen Fliegen hatten sich mählich verflogen. Nur der alte Bronnen plätscherte, wie es mir schien, ein wunderbar selig' Lied . . . .

„Die wandernden Winde ziehen,
Uns rauscht zu Häupten der Baum,
Du Wasserfrau im Grunde,
Wach' auf von deinem Traum.

Will dir ein Märchen künden
Von goldener Blütenzeit
Und wie die Liebe schreitet
Durch all' die Lande weit."

Mütterlein.

Es machte grosses Aufsehen im Kirchspiel, als Klaus erschlagen wurde. Er war ein wüster Geselle, und alle fürchteten ihn. Sein Tagwerk bestand in Spielen, Trinken und Händelsuchen. In einem Raufhandel hatte er denn auch sein Leben verloren. Seine Seele fuhr in ihren Sünden dahin ohne Wegzehrung. Mit lästerlichen Flüchen auf den Lippen starb er. Seinen Leib verscharrte man ausserhalb der Kirchhofsmauer; und nur ein Haufen Steine bezeichnete die Stelle.

An demselben Tag, da man in der Frühe ohne Glockengeläute den Klaus begraben hatte, las man das Totenamt für einen reichen Mann. An der Orgel trat die Bälge ein altes verkümmertes Weiblein; dicke Thränen rannen ihr über das Gesicht. Es war die Mutter des Klaus,

der dieses Amt oblag, welches einige Heller eintrug. Ein armes altes Mütterlein! Haus und Hof hatte der Sohn verprasst und ihr noch dazu die schwersten Sorgen auf das Herz geladen. Aber trotzdem hatte sie diesen schlechten Sohn geliebt; er war eben doch ihr Kind! Und wann vermöchte sich davon die Liebe einer Mutter loszureissen, wenn ihr Gegenstand auch noch so entartet ist! Jetzt war er tot. Das wäre noch ein Trost gewesen; denn im Leben hätte er doch nichts Gutes gestiftet — so aber musste sie seine unsterbliche Seele in der Verdammnis wissen. Das drückte ihr fast das Herz ab!

Der Pfarrer, den sie aufsuchte, konnte ihr keine Beruhigung spenden. Auch betete sonst niemand für die Seele ihres Sohnes; denn er war überall verhasst gewesen. Was hätte auch das Gebet für einen Verdammten genützt! —

Einige Zeit verstrich. Auf dem Grab des Verlorenen begann das Unkraut zu wuchern. Niemand suchte es heim, als das arme Mütterlein, das früh und abends dort betete und weinte.

— III —

Endlich kam der Entschluss über sie, die verlorene Seele ihres Sohnes zu suchen . . . und wenn sie bis in die Hölle müsste, um sie zu retten! Die Leute, denen sie davon erzählte, lachten sie aus und meinten, dass es in ihrem Kopfe wohl nicht mehr richtig sei. Das Mütterlein liess sich aber dadurch nicht abschrecken, sondern machte sich eines Tages auf den Weg.

Wochen und Monate wanderte sie, überall auskundschaftend, wo der Weg zur Hölle führe. Sie lebte von der Gnade der Leute, hungerte auch wohl und übernachtete oft frierend im Freien. Die Leute bemitleideten sie teils, teils trieben sie ihren Spott mit ihr. Schon mancher Witzbold hatte ihr den Weg zur Hölle gezeigt, und sie war im guten Vertrauen die unwegsamsten Pfade gegangen, sodass sie Mühe hatte, sich wieder zurecht zu finden und zu menschlichen Wohnungen zu kommen.

Endlich gelangte sie in eine abgestorbene Gegend, in der kaum ein Strauch mehr wuchs. Ein düsterer Himmel wölbte sich über ihrem Haupte, Tage lang gab

es keinen Strahl Sonne. Durch wilde zackige Felsen ging es, Menschen hausten hier nicht. Als das Mütterlein ihren letzten Mundvorrat verzehrt hatte, musste sie sich kümmerlich von einigen Wurzeln nähren, die zwischen dem öden Gestein wuchsen. An einem Abend glaubte sie schon, dass ihre Füsse sie nicht weiter tragen würden, als sie wenige Schritte vor sich einen blauen Rauch emporsteigen sah.

Sie kam zu einer in den Felsen gebauten Klause. Schüchtern pochte sie an das niedere Pförtlein. Ein alter in eine rauhe Kutte gekleideter Einsiedler öffnete ihr; eine graue Katze sass auf seiner Schulter, ringelte den Schweif und spann.

„Könnt ihr mir vielleicht Nachtquartier geben, ehrwürdiger Mann?“ bat das Mütterlein.

Der Eremit geleitete sie in seine Behausung und setzte ihr in einem Napf frische Ziegenmilch vor.

„Es ist nicht viel,“ meinte er, „aber es kommt vom Herzen.“

Als das Mütterlein sich gelabt hatte, führte er sie weiter in den Felsen hinein. Sie kamen zu einer hohen Grotte, an deren Wänden kostbare Edelsteine leuchteten und einen milden Glanz gaben, sodass der Raum wie vom Mondlicht überflutet schien. Am Grund der Grotte war ein Garten angelegt, in dem in sorgfältig gepflegten Beeten alle möglichen Küchengewächse gediehen. Dahinter dehnte sich eine kleine Wiese mit saftigem Gras aus, auf der gerade die Ziege des Einsiedlers weidete.

Das Mütterlein wollte ihrem Erstaunen Ausdruck geben, dass hier mitten im Felsen ohne Sonnenschein alles so herrlich gedeihe. Es war, als ob der Einsiedler ihr die Gedanken von der Stirne gelesen hätte; denn ein strenger Blick traf sie und zugleich legte der fromme Mann den Finger auf den Mund. Das Mütterlein schwieg. Beide kehrten in die Klause zurück, wo der Eremit seinem Gaste ein Lager aus dürrem Laub bereitete. Beide verrichteten dann gemeinschaftlich das Nachtgebet und bald deckte der Schlaf die müden Glieder des alten Mütterleins.

Am nächsten Morgen klagte sie dem Einsiedler ihr ganzes Leid. Der wiegte lange bedächtig sein greises Haupt und sprach endlich: „Das ist eine böse Geschichte. Den Weg zur Hölle sucht ihr? Zum guten Teil habt ihr ihn schon gefunden; denn hier ist das Ende der Welt. Wie es aber weitergehen wird, weiss ich nicht. Es gehört viel Mut und Ausdauer dazu. Bleibt getrost einige Tage bei mir, stärkt euch für das Unternehmen. Ich will euch inzwischen alles genau erzählen. Euer Sohn war ein böser Mensch, ich weiss es; sein schwarzes Buch ist im Himmel vom Anfang bis zum Ende vollgeschrieben. Es mussten sogar noch viele Blätter eingelegt werden, da für alle seine Unthaten kein Raum mehr war. In seinem weissen Buch aber steht nur auf der ersten Blattseite am obern Rand etwas verzeichnet.“

„In seinem weissen Buch etwas verzeichnet?“ fragte das Mütterlein erstaunt und wischte sich eine Freudenthräne aus den Augen.

„Es ist allerdings nicht viel, aber doch etwas,“ fuhr der Einsiedler fort.

„Einmal als sich euer Klaus wieder toll und voll getrunken hatte, war eine kleine Neige in seinem Glas übrig geblieben. Er goss die wenigen Tropfen zur Erde und sagte dabei: Da trinkt, ihr armen Seelen, wenn es euch im Fegefeuer zu heiss wird! Sollt auch was haben!“

„Der gute Klaus! Er war gewiss nicht so bös!“ schluchzte das Mütterlein. Wieder unterdrückte sie eine neugierige Frage, woher der fromme Mann das alles wisse.

Eine ganze Woche war sie bei ihm geblieben. Dann glaubte sie gestärkt genug zu dem schweren Weg zu sein. Der Eremit begleitete sie. Die Gegend wurde immer wilder. Die Felsen türmten sich so hoch empor, dass man meinte, keinen Ausweg aus ihnen finden zu können. Endlich kamen sie vor eine abgrundtiefe Schlucht.

„Hier ist der Eingang zur Hölle,“ sprach der Eremit. „Ihr werdet auf eine weite Hochebene kommen, in deren Mitte eine von tosendem Wasser umströmte kreisrunde Insel liegt. Wie ihr hinüber kommt, das ist eure Sache. Seid ihr

drüben, so gilt es, den Höllenhund zu besänftigen. Dann gelangt ihr zu einem wüsten Garten, in dem lauter Unkraut wächst. In jeder Pflanze steckt die Seele eines Verdammten. Sie werden euch alle anflehen, sie zu erlösen, gehet aber unbeirrt weiter, bis ihr die Stimme eures Sohnes hört. Diese Pflanze reisset ab und bergt sie an eurem Herzen. Werft sie ja nicht von euch, mag da geschehen, was will . . . sonst ist euer Sohn auf ewig verloren!“

Das Mütterlein bedankte sich für die Ratschläge und die genossene Gastfreundschaft. Mühsam humpelte sie den mit spitzen Steinen besäten Weg in die Schlucht; diese wurde immer enger und finsterer; nur von Zeit zu Zeit brach durch einen Felsenriss das dämmerige Licht des Tages.

Endlich gelangte sie nach unsäglichen Beschwerden über die Hochebene zu dem tosenden Gewässer, in dessen Mitte die Insel lag. Sie sah keine Möglichkeit, über das Wasser zu kommen; denn nirgend führte eine Brücke hinüber. So ging sie dem Wasser nach und kam zu

einer Stelle, wo es eine kleine Bucht bildete. Dort tanzte ein Nachen auf den unruhigen Wellen; bald schlug es ihn gegen das Ufer, bald wieder drohte es ihn hinaus in den Wirbel zu reissen; eine starke Kette hielt ihn jedoch an das Ufer gefesselt. In dem Nachen erhob sich beim Anblick der einsamen Pilgerin ein verwilderter Geselle, welchem die Haare in das Gesicht hingen, dessen Bart zerzaust war und dessen Antlitz die abstossendsten Züge trug.

„Was willst du hier?“ herrschte er mit lauter Stimme durch das Brausen der Wellen das Mütterlein an.

„Ich möchte auf die Insel hinüber —“ antwortete sie.

„Und was soll der Fahrlohn sein?“ fragte er, seine Hand ausstreckend.

Dem Mütterlein begann der Mut zu sinken; denn den letzten Heller von ihren Almosen hatte sie schon vor langer Zeit einem böswilligen Burschen gegeben, der ihr den Weg zur Hölle zu weisen versprach.

„Nun, ich will diesmal gnädig sein!“ rief der Fährmann, als er das Zaudern

der Alten sah. „Gib mir deine Schuhe; die meinen sind zerrissen, und Luzifer lässt mir keine neuen machen.“

Geduldig zog das Mütterlein die Schuhe aus und warf sie dem Fährmann in den Kahn. Dieser trieb sein Fahrzeug mit einem raschen Stoss zum Ufer, das Mütterlein stieg ein; dann ging es hinaus in die Brandung. Hochauf türmten sich die Wellen wie Berge; das Mütterlein glaubte, es müsse ihr Hören und Sehen vergehen vor dem Brüllen und Tosen um sie her. Endlich rieben sich die Wände des Kahns an dem steinigen Ufer der Insel.

„Und nun einen raschen Sprung!“ rief der Lenker — „dass du den Boden nicht verfehlst. Ich will dir helfen.“ Damit half er der AIten hinüber. „Hier hast du ein Pfeiflein. Wenn du wieder zurück willst, so pfeife mir. Ich höre den Ton durch den Lärm der Wellen und will dich dann wieder holen. Ich glaube aber kaum, dass du zurückkommst . . . .“

Das Mütterlein barg die kleine Pfeife sorgfältig in ihrem Gewand und trat dann

den Weg in das Innere der Insel an. Der Weg wurde ihr recht sauer; denn die spitzen Steine verwundeten ihre blossen Füsse. Sie rastete ein wenig auf einem Felsblock; da erscholl auf einmal ein heiseres Bellen hinter ihr — ein schrecklicher Hund fletschte die Zähne gegen sie. In der Angst zog das Mütterlein das letzte Stück Brot hervor, das sie von ihrem Besuch beim Einsiedler noch bei sich hatte; der Höllenhund schnappte gierig darnach; während er es aufzehrte, eilte sie, so schnell sie konnte, von dannen.

Stachliges Unkraut begann über den Weg zu wuchern und verletzte ihre wunden Füsse noch mehr; eklige Schlingpflanzen reckten sich an morschen Stämmen in die Höhe, Nesseln und Disteln gab es allerwärts; flehende und verzweifelte Stimmen tönten um sie .... „Nimm mich mit! nimm mich mit ....“ In keiner derselben konnte aber das Mütterlein die Stimme ihres Sohnes erkennen.

Da tönte es auf einmal knapp neben ihr: „Mutter, ich leide . . . leide unendlich . . . Mutter, nimm mich mit . . .“ Es war eine Distel mit spitzigen Stacheln,

aus der die Stimme kam. Das Mütterlein versuchte es, die Distel zu brechen, während die Stimme immerfort klagte und sich andere darein mischten.

Es war eine schwere Arbeit; denn der Stamm war zäh und hart und die Stacheln bohrten sich in die Hände wie lauter glühende Messer. Endlich gelang es, hastig barg sie die Pflanze an ihrem Herzen, und von da ab schwieg die Stimme.

Die Distel am Herzen des alten Mütterleins brannte aber wie Feuer. Es war ihr, als ob die ganze Pflanze langsam in ihr Herz wüchse und sich jede Spitze besonders in dasselbe bohrte; sie klagte aber nicht, es galt ja, die unsterbliche Seele ihres Sohnes zu retten.

An das Ufer der Insel gelangt, pfiff sie dem Fährmann, der sie hinüber holte. Dann ging es wieder über die wüste Ebene und durch die unendlich lange Schlucht. Je weiter sie wanderte, desto grässlicher wurde die Qual, die ihr die Distel am Herzen verursachte. Oft meinte sie sterben zu müssen — aber lieber sterben, als sich von der Seele ihres Kindes trennen!

Als sie an das Ende der Schlucht gelangt war, liess es nach und verschwand immer mehr, je näher sie der Wohnung des Eremiten kam. Die Nacht war hereingebrochen, der Himmel hatte sich aufgehellt und schaute jetzt tiefblau hernieder. Eine wunderbare sternhelle Nacht . . . Jetzt musste sie bei der Klause des Einsiedlers sein, deuchte es sie. Sie spürte nichts mehr von der Distel; wie milder Balsam schien es ihr auf das schmerzende Herz geträufelt zu sein. Da fiel ein lichter Stern hoch vom Himmel herab. Als er in die Nähe des Mütterleins kam, verwandelte er sich in einen goldenen Engel mit glänzenden Schwingen. Sachte griff der Engel dem Mütterlein auf das Herz. Da er wieder emporflog, trug er eine herrliche schneeweisse Lilie in der Hand; vom Himmel aber tönte eine Stimme klar und fern:

„Sei getrost. Er ist gerettet. Was sonst keine Macht der Sterblichen bewirkt hätte, das hat die Liebe einer Mutter gethan!“

Die Stimme schien der atemlos Lauschenden bekannt. Es war die des

Eremiten . . . nur viel gewaltiger, viel schöner, viel göttlicher.

Das Mütterlein schauerte zusammen und sprach, leise die Hände faltend: „Es ist der liebe Herrgott selbst gewesen . . . Dank . . . tausend Dank . . .“

Dann setzte sie ihren Weg fort. Beim Anbruch des Tages kam ihr die Gegend, welche sie durchwanderte, bekannt vor. — Es war ihre Heimat.

Als sie sich ihrem Dorfe näherte, läuteten vom Kirchturme alle Glocken, eine staunende Menge hatte sich auf der Gasse versammelt. Die einen knieten und beteten; die andern starrten wie entsetzt gegen den Himmel, und ein Wunder war geschehen; denn kein Mensch hielt sich im Turme auf, der die Glocken läutete; eine übernatürliche Gewalt setzte die Stränge in Bewegung.

Auf dem Grab des Ausgestossenen an der Kirchhofmauer war aber über Nacht ein prachtvoller Rosenstrauch entsprossen, der seinen Duft weit durch das Land streute.

Weihnachten der Armen.

Vor dem Fenster reicher Leute, aus dem die Lichter des Christbaumes strahlten, stand ein Büblein auf der dunkeln Strasse und reckte sich auf den Zehen, um ja einen Teil der Pracht schauen zu können. Es war natürlich ein armes Büblein, sonst hätte es wohl um diese Zeit seinen eigenen Weihnachtsbaum gehabt. So kam es von seinem Schwesterlein, das gar nicht mehr erwachen wollte. Es kam dem Büblein sonderbar vor, dass ein Mensch so lange schlafen könne. Die Leute sagten, es sei tot. Das verstand aber das Büblein nicht. Eltern hatte es nie gekannt. Beide Geschwister waren Waisen. Man hatte sie bei fremden Leuten untergebracht, das Schwesterlein bei der Familie eines Tischlers, das Büblein bei einer alten Wasch-

frau. Alle Sonntage durften sie einander sehen; diesmal hatte das Büblein während der Woche zu seinem Schwesterlein gehen dürfen. Das Schwesterlein war aber so seltsam . . . lag nur immer ganz still und sprach kein Wort, sodass es dem Büblein bald unbehaglich wurde.

Es sollte schon längst daheim sein. Aber da gab es in den Weihnachtsbuden so viel zu sehen . . . und dann erst, als alle die duftigen Tannenbäume entzündet waren und ihren hellen Glanz auf die Strasse streuten, da dachte der Kleine nicht mehr an die alte böse Waschfrau, seine Ziehmutter. Er hatte schlechte Zeiten bei ihr und bekam mehr Schläge als zu essen.

Das schien dem Büblein plötzlich einzufallen; denn hastig lief es von dem erleuchteten Fenster die Strasse weiter, dann dachte es bei sich selbst . . . Schwesterlein spricht nicht mehr mit mir . . . Sie wird wohl böse auf mich sein . . . Und dann erst die alte Frau! Wenn ich jetzt heim komme, schlägt sie mich tot. Nein! — lieber will ich nicht mehr heim gehen und in den Wald laufen!

Gedacht, gethan. Noch ehe der Wärter das Stadtthor schloss, war das Büblein auf der weiten schneebedeckten Halde und lief und lief, bis es in den Wald kam. Dort setzte es sich auf einen Stein, indes der Schnee ringsum wirbelte, und verzehrte einen Lebkuchen, den man ihm bei einer Bude geschenkt hatte. Dann lief es tiefer in den Wald, der immer dunkler und dunkler wurde. Aber lieber von einem Bären gefressen werden, als wieder zu der alten Frau zurück, dachte das Büblein, bis es endlich ermüdete und unter einer hohen Tanne einschlief.

Auf einmal erwachte es und sah einen alten Mann vor sich stehen, der ihm mit einer Laterne ins Gesicht leuchtete.

„Komm mit mir!“ sagte der Mann und reichte dem Büblein die Hand.

„Wer bist du, Mann?“ fragte dieses misstrauisch.

„Ich suche um Weihnachten die armen Leute zusammen, die erfrieren,“ antwortete der Mann.

„Aber du bringst mich nicht zu der bösen alten Frau?“ fragte das Büblein ängstlich.

„Nein!“ sagte der Mann, „du sollst es viel besser bekommen.“

„So will ich mit dir gehen, Mann!“ sprach das Büblein und reichte seinem Begleiter beherzt die Hand.

Eine Weile wanderten sie noch durch den Wald. Der Mann suchte mit der Laterne den Weg, und das Büblein lief an seiner Seite, da er so lange Schritte machte, dass es Mühe hatte, nachzukommen. Endlich gelangten sie auf ein weites Feld. Es hatte zu schneien aufgehört. Der Mond war durch die Wolken gebrochen und überstrahlte mit seinem silbernen Glanz das Gefilde. In dessen Mitte erhob sich eine breite goldene Leiter, die hoch hinauf führte . . . hoch hinauf . . . schier ins Unendliche.

„Das ist die Himmelsleiter,“ sagte der Mann. „Jetzt nehme ich dich auf den Rücken; denn die Sprossen sind weit von einander entfernt und du kannst sie mit deinen kurzen Beinen nicht steigen. Halte dich nur an meinem Nacken fest. Wir wollen bald droben sein; und schaue nicht nach unten, damit du nicht schwindlig wirst!“

Das Büblein that, wie es geheissen wurde, und hielt sich krampfhaft fest. Einmal fragte es, während der Mann rüstig aufwärts stieg: „Du, Mann, wie heisst du denn?“

„Eckart!“ sagte der Mann.

„Dann kenne ich dich schon. Schwesterlein hat mir von dir erzählt. Ich habe dich lieb, Mann!“ sprach das Büblein, indem es beide Arme noch fester um den Hals des Getreuen schlang.

Da standen sie vor dem Himmelsthor. St. Petrus war gerade bei demselben; denn er hatte eben eine andere Seele eingelassen. Der getreue Eckart setzte das Büblein ab, schüttelte Petrus die Hand und machte sich dann wieder auf den Weg über die Himmelsleiter zur Erde . . . Denn es dürfte für ihn heute noch viel zu thun geben, sagte er, es sei eine grimmig kalte Nacht.

Das Büblein hätte bald zu weinen begonnen, als es seinen lieben Begleiter verschwinden sah. Petrus aber nahm es gleich bei der Hand und führte es durch den himmlischen Thorbogen in sein Haus; er besitzt nämlich ein eigenes grosses

Haus, wie es dem himmlischen Thorwart wohl zukommt.

In der grössten Stube desselben brannte ein prächtiger Christbaum; der war für die armen Leute, die um Weihnachten starben; sie sollten bei ihrem Eintritt in den Himmel gleich mit dem erfreut werden, was sie auf Erden entbehrten. Schon einige Wochen früher ging St. Petrus bei allen Himmlischen für diesen Christbaum sammeln, und wenn das Christkindlein selbst mit seinem vollgefüllten Wagen durch das Himmelsthor zur Erde fuhr, kam es nie vorüber, ohne dass es dem heiligen Petrus einen kleinen Zoll für seinen Christbaum entrichten musste.

Es war recht gemütlich in der grossen Stube des himmlischen Thorwartes, fast noch wie auf Erden. Denn die armen Leute wären durch den plötzlichen Anblick all der himmlischen Pracht vielleicht zu sehr geblendet worden. Pracht herrschte aber immerhin hier auch; die Stube war mit dem teuersten Holz getäfelt und mit Bildern behangen, die alle der Lebensgeschichte des heiligen

Petrus angehörten. Namentlich der Fischfang fand sich in recht deutlicher Darstellung. Nur über die Darstellung der dreimaligen Verleugnung hatte Petrus seinen Mantel gehängt; denn er wollte an diese missliche Geschichte nicht mehr erinnert werden.

In der Ecke stand ein riesiger Ofen, der behagliche Wärme verbreitete. In der Mitte der Stube erhob sich vom Boden der Christbaum, mit den köstlichsten Zieraten behängt. Unzählige Lichter glänzten in den Zweigen. Das waren aber keine irdischen Lichter, sondern lauter Sterne. Gewöhnlich waren die Sterne der Milchstrasse so freundlich, den Christbaum für die armen Leute zu beleuchten; denn dort gibt es so viele, dass, wenn auch einige tausend mangeln, es den Astronomen dennoch nicht auffällt. Zu Zeiten, namentlich wenn der Himmel ganz mit Wolken bedeckt und auf diese Weise den Sternguckern das Spionieren unmöglich war, fanden sich auch berühmtere Sterne ein. Einmal glänzte am Gipfel des Baumes der Sirius — und vor einigen Jahren war sogar der

grosse Bär zu Gaste. Nur ein Stern durfte sich nie von seinem Posten entfernen: der Polarstern. Das wollte St. Petrus schon im Interesse der Schiffer auf dem Meere nicht.

Als das Büblein in die Stube trat, hatte ein altes Weiblein sein Schwesterchen auf dem Schoss und liess es aus einer Tasse würzigen Glühwein trinken. Das gab ein freudiges Wiedersehen. Jetzt konnte das Schwesterlein wieder sprechen und erzählte, wie schön es hier oben sei und wie St. Petrus ihr schon verheissen habe, morgen sollten sie beide Vater und Mutter besuchen.

Viele Geschenke lagen unter dem Christbaum gebreitet. Jeder der Anwesenden durfte sich aussuchen, was ihm gefiel. Auch grosse Päcke warmer Strümpfe fanden sich. Daran hatten arme alte Mütterlein, die schon im vorigen Jahre zum Christbaum geladen worden waren, das ganze Jahr hindurch gestrickt. Für wen gehörten sie wohl? Für die Engel! Denn es musste sie mit ihren nackten Beinen in der grimmigen Winterkälte doch sehr frieren . . . meinten die Mütter-

lein . . . besonders, wenn die Engel Geschäfte auf Erden zu besorgen hätten. Die Engel fror es jedoch nicht mehr, weil sie eben Engel waren; trotzdem nahmen sie alljährlich die Strümpfe dankend entgegen, um die Geberinnen nicht zu kränken. Jetzt wisst ihr es aber, woher das Christkindlein die vielen Strümpfe nimmt, die es zu Weihnachten armen Kindern beschert.

Immer mehr arme Leute wurden in die Stube geführt — junge und alte, Kinder und Greise. Dort humpelte ein Bettelmann, den Stab in der Hand und einen grossen, aber leeren Sack auf dem Rücken, herein; neben ihm ein Blondköpfchen in einem fadenscheinigen und zerschlissenen Röckchen. Lauter Jubel herrschte. Die Engel tummelten sich zwischen den armen Leuten und steckten ihnen heimlich die Taschen voll süsser Bäckereien. Einige Engel hatten auch die bescherten Strümpfe angezogen, um den alten Weiblein eine Freude zu machen.

Als einer der letzten kam, da es schon gegen Morgen ging, ein grosser Dichter mit dem Lorbeerkranz auf dem Haupte,

welchen einige Freunde dem Verblichenen aufgesetzt hatten. Der grosse Dichter schritt eilig gegen den Ofen, an dem er sich den Rücken wärmte; denn er hatte zeitlebens in seiner ärmlichen Dachstube, wo der Wind durch alle Fugen pfiff, genug gefroren.

Da begannen die Engel zu singen ... und sie sangen dasjenige Lied des Dichters, welches er mit seinem Herzblut geschrieben hatte. Ein jeder Dichter besitzt ja ein solches Lied. Die Weise dazu war so schön, wie sie kein irdischer Komponist ersinnen kann. Der Dichter lauschte atemlos und weinte vor Freude. Da hob St. Petrus das Büblein empor und hiess es einen der glänzendsten Sterne aus den Zweigen des Tannenbaumes nehmen; diesen musste es dem Dichter an die Stirne legen, so dass für ewige Zeit ein Leuchten von derselben ausging.

In dem Jubel ringsum schlich der grosse Dichter unbemerkt an ein Fenster der Stube und schaute auf die Erde hinab. „Ob das Licht meines Sternes auf Erden sichtbar werden wird, bis alle Büblein und Mägdlein gross geworden sind?“

sprach er zu sich selbst. Dann war es, als ob von dem glänzenden Gestirn himmlische Heiterkeit sich über sein Antlitz ergösse. Er nahm den Lorbeerkranz vom Haupte, zerpflückte ihn langsam und liess die Blätter auf die Erde fallen. Diese aber wurden zu lauter goldenen Liedern, die andern Dichtern im Traume kamen. Darum sterben die Lieder auf Erden niemals aus.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Greinz, Rudolf,

Zu Olim's Zeiten sieben Märchen

Ansbach 1896
P.o.germ. 519 ym
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11818223-4